

# Das Bollwerk

Biblioteka  
Instytutu Bałtyckiego

Zeitschrift für die Pommersche Heimat

Aus dem Inhalt:

## POMMERODE

Eine Pommernsiedlung  
im brasilianischen Urwald

\*

Volkskunst in Jamund

\*

Heimische Landschaft

\*

Am Nest der Rohrdommel

\*

Zanower Schwank

\*

Blick in den Osten  
Erzählungen, Gedichte

Aus dem Kulturleben

u. v. a. m.

Preis 60 Pf.

STETTIN

SEPTEMBER 1937

Säen - ernten - pflügen!

Aufn.: Ufa





## GASTSTÄTTEN, HOTELS UND PENSIONEN IN STETTIN

### Kaffee Barkow

Berliner Tor 6 Telephon Nr. 31295

Täglich Konzert und Tanz

### Gaststätte „Lindenhof“

Stettin

Inh. Pg. Erich Beck

Bestgelegenes Ausflugslokal nahe der Stadt. Garten mit ca. 5000 Sitzplätzen. Große und kleine Säle für Veranstaltungen aller Art  
Gute Küche — gepflegte Getränke — mäßige Preise

### Kaffee Radtke

Luisenstraße 22

Inh. M. Bluhme

Telephon Nr. 34092

### Central-Hotel

Z. v. 2,50 an

Bes. Herrmann Knedel T. 23982

Grüne Schanze 17 5 Min. v. Bahn.

LEST DAS

**BOLLWERK**

### Evangelisches Vereinshaus-Hospiz

STETTIN - Elisabethstr. 53

Fernruf 32046

### Bahnhofs-Hotel

Inh. Albert Pikors

Karlstr. 7 T. 26060 5 Min. v. Bahn.

### Hotel Mecklenburger Hof

Inh. Anton Ertl T. 34336 Lindenstr.

Eck. Artilleriestr. Zim. 2 — 10 M. v. Bf.

### Pension Union

Moltkestraße 11, II. Tel. 29184

16 Betten, Preise von 1,50 u. 2,50

### Pension Schmidt

Passauer Straße 1, I

Telefon 23859 Zimmer 1,50—2,50

### Pension Hartmann

Lindenstr. 28, Telephon 24915

Zimmer ab 1,50—2,50, im Zentrum nächst Bahnhof und Hafen

*Das gute Druckerzeugnis*

verlangt

*beste Buchbinderarbeit*

Das gute Buch erhält seine Vollendung erst durch die geschmackvolle und künstlerische Buchbinderarbeit — der Werbedruck seine Wirkung durch die besondere Aufmachung. Meinem altbekannten graphischen Großbetrieb ist eine Buchbinderei angegliedert, die allen Anforderungen auf dem Gebiete der Papierverarbeitung gewachsen ist und mit Sorgfalt arbeitet.

**F. HESSENLAND**

Stettin, Große Domstr. 6-9 / Fernruf 30340 u. 36620

Hand- und Maschineneinbände

Einbanddecken und Sammelmappen

Liebhaber-Einbände, Diplome

Broschüren, Zeitschriften, Kataloge

Stanz-, Präge- und Schneidearbeiten

Verlangen Sie bitte Vertreterbesuch

*Das ist  
der Vorteil:*

Die bisher erschienenen Fortsetzungen des großen Romanes »In der Hauptrolle Charlotte Lenz« werden Ihnen **kostenlos** nachgeliefert, wenn Sie heute noch die

**Dommerische  
Zeitung**

bestellen.

Geben Sie bitte Ihre Bestellung in unserer Hauptgeschäftsstelle Breite Str. 51 oder in unseren Annahmestellen in der Stadt auf. Es genügt auch ein telefonischer Anruf unter 25891 oder eine Postkarte.

**Also**

**noch heute**

**bestellen!**

# Das Bollwerk

Monatszeitschrift für nationalsozialistisches Geistesleben in Pommern

8. Jahrgang

Stettin, September 1937

Heft 9

## Auslanddeutsche Worte

Wir stehen mitten in der Neugestaltung des neuen deutschen Lebensraumes; die stärkste Waffe, die dem deutschen Volke auf diesem Wege zur Verfügung steht, ist neben der Leistung der Nation und der Deutschen in aller Welt der eheliche und immer bewiesene Wille zu einer Verständigung der Völker. Daß es der Volksdeutsche niemals daran hat fehlen lassen, zu seinem Teile an der Erreichung dieses Zieles mitzuwirken, erfüllt mich mit freudigem Stolz und mit der Zuversicht, daß er auch künftig die Ausdauer, die Treue und das Verantwortungsbewußtsein beweisen wird, mit denen allein sich die Anerkennung des deutschen Wesens erstreiten läßt.

Dr. Frick.

Vor einer deutschen Not kannst du dich nirgends verstecken auf der Erde, wenn du ein Deutscher bist.

Hans Grimm.

Wem es nicht ein Genuß ist, einer Minderheit anzugehören, welche die Wahrheit verachtet und für die Wahrheit leidet, der verdient nie zu siegen.

Lagarde.

Deutschland? - - Keiner weiß, wo es anfängt, keiner, wo es aufhört. Es hat keine Grenzen in dieser Welt - -. Man hat es im Herzen - oder man findet es nirgends und nie.

Hanns Johst.

Nur wer es selber am eigenen Leibe fühlt, was es heißt, deutsch zu sein, ohne dem lieben Vaterlande angehören zu dürfen, vermag die tiefe Sehnsucht zu ermessen, die zu aller Zeit im Herzen der vom Mutterland getrennten Kinder brennt; sie quält die von ihr Erfassten und verweigert ihnen Zufriedenheit und Glück solange, bis die Tore des Vaterhauses sich öffnen und sie im gemeinsamen Reich Frieden und Ruhe finden.

Reichsstatthalter Sprenger.

Wie auch unser Schicksal sich gestalten mag, wir Deutsche müssen uns alle - wo wir immer wohnen - als ein großes Brudervolk fühlen. Denn es ist das gleiche Blut, das in uns fließt, es ist der gleiche Geist, der in uns lebt. Blut, Geist und Schicksal sind die lebendigen politischen Kräfte jeder Geschichtsbildung.

Wir wollen über unser Schicksal nicht klagen, sondern wir wollen stolz darauf sein, daß wir diese schwere Aufgabe zu erfüllen haben, daß wir Vorposten sein dürfen für das große deutsche Volk. Wenn aber etwas stärker ist als das Schicksal, das schwer und dunkel auf uns lastet, dann ist es der Manneswille, der es unerschütterter trägt, der Manneswille, der das Schicksal schmiedet, der Geschichte macht.

Konrad Henlein.



# Pommerode

eine Pommernsiedlung in Südbrasilien  
von Kurt Friege

In der Nähe der schönen, kulturell und wirtschaftlich sehr bedeutenden Kleinstadt Blumenau im Staate Santa Catharina, Süd-Brasilien, liegt der von Deutschstämmigen besiedelte Ort Pommerode. Wie der Name schon sagt, ist der Ort eine Pommern-Rodung. Die geographische und postalische Bezeichnung „Pomeroda“ ist nur eine Angleichung an die brasilianische Sprache, die mit der portugiesischen fast völlig übereinstimmt. Im übrigen trägt die Siedlung eine rein deutsche Prägung, denn die Bevölkerung besteht zum weitaus größten Teile - es mögen 99 Prozent sein - aus Enkeln und Urenkeln von Siedlern, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Tagelöhner, Vorarbeiter, Gutsangestellte und Handwerker aus der preussischen Provinz Pommern nach Brasilien ausgewanderten. Die ersten Kolonisten der hiesigen Siedlung stammen aus der Gegend um Stettin, Stargard, Belgard, Naugard, Polzin, Schivelbein, Röslin und Stolp. Viele Familien hatten ihren Wohnsitz in den Orten Jarchlin und Külz sowie Kniephof bei Naugard, ebenso in Standemin und Pumlow bei Belgard. Die bekanntesten und verbreitetsten Familiennamen sind: Ehlert, Behling, Stre-

low, Leshow, Porath, Günther, Weege, Guk, Gütz, Marquardt, Ramthun, Drews, Ruthsatz, Schünke, Dallmann, Zybelle, auch Ziebell, Siwerdt, Volkmann, Raafsch, Wachholz, Goede u. a. Der Grund, der die Leute bewog, auszuwandern, war, daß sie freie Bauern auf eigener Scholle werden wollten. Brasilien bot ihnen billiges Land in Hülle und Fülle an, und die Auswanderer haben es willig angenommen, zugleich noch in der angenehmen Erwartung, ein Paradies in ihrer neuen Heimat vorzufinden. Aber das ist gewiß: Viele der ersten Siedler wären mit freudigem Herzen wieder in die alte Heimat zurückgekehrt, wenn sie nur die Mittel der Rückreise gehabt hätten, wären gern wieder Tagelöhner geworden unter denselben Bedingungen wie vorher, wenn man sie zurückgeholt hätte.

Beides fehlte: Die Auswanderer hatten weder Geld für die Heimfahrt, noch holte man sie in die alte Heimat zurück. Sie wurden als ungeratene Kinder betrachtet oder als vorwitzige Abenteurer, die man gern vergaß. Auch die damalige Regierung ließ die Auswanderer ziehen, wohin sie wollten, ohne sich um ihr ferneres Schicksal zu sorgen. So sind viele

der Siedler ihrem Deutschtum verlorengegangen, weil sie keine Verbindung mit dem Mutterlande mehr hatten. Es ist eine Tatsache, daß der in einer fremden Umgebung isoliert wohnende Deutsche sich gern den Verhältnissen anpaßt, in denen er leben muß. Nur da, wo wir geschlossene deutschvölkische Siedlungen haben, hat sich auch das deutsche Volkstum erhalten. Solch eine in sich vollkommen geschlossene Siedlung ist auch Pommerode. Von Blumenau aus ist das Testotal besiedelt worden. Was die Auswanderer vorfanden, war in der Tat ein Paradies, aber nur hinsichtlich der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Landschaft. Gewiß wirkt der zauberhafte Reiz der Fremde zunächst belebend auf die Seele des sie Schauenden, wohl schenkt die Jagd in dem wildreichen Urwald den Jägern, die in der Heimat als Tagelöhner wohl niemals auf das Wild haben schießen dürfen, der Überraschungen und Freuden viel, aber von alledem kann man auf die Dauer nicht leben. Da mußte gearbeitet werden, sehr hart, sehr beschwerlich und voller Entbehrungen.

Was war denn da? Nur Wald, Urwald, ohne Weg und Steg. Nur hier und da ein schmaler Pfad, „Picade“ ge-



nannt. Weiter nichts. So dunkel der Urwald in geheimnisvoller Schönheit startete, so dunkel lag auch die Zukunft bangend und drückend auf den Seelen der ersten Siedler. Die Pommern waren aber keine Träumer. Sie standen mit beiden Füßen fest in der rauhen Wirklichkeit des Lebens. Und faul sein hatten sie als Tagelöhner auf den großen Rittergütern in ihrer Heimat auch nicht gelernt. So packten sie mit rauher, arbeitsgewohnter Hand die Arbeit an, die sie nicht kannten, und schlugen Bäume, bauten notdürftige Hütten, brannten die Rodung und legten erwartungsvoll die ersten Saatkörner in die jungfräuliche Erde.

Nicht von heute auf morgen geschah das. So leicht und schnell ging das nicht. Nur allmählich, ganz allmählich wurde der Platz um die Hütte frei, lichtet sich der Wald, blühte der Mais. Auf Schritt und Tritt lauerten die Gefahren auf den Eindringling aus Deutschland. Noch brüllte der Tiger, heulte der Löwe, und schauerlich hörten's die Fremden. Verbissen versuchten die Wilden, die Heimat sich zu erhalten. Wie die Tiere des Waldes, so schlichen auch sie, die „Bugre“, auf leisen Sohlen, zu rechter Zeit den vergifteten Pfeil auf die Ahnungslosen zu richten, und mancher fiel zu Tode getroffen auf fremder Erde. Schicksal verlorener Kinder aus Deutschland! Nicht ganz wenigen wurde die Kopfhaut skalpiert, als Siegeszeichen der Indianer dienend. Es ist noch gar nicht so lange her, da solches geschah. Kein Jahrhundert ist's. Auf jede Weise hemmten die Wilden die Arbeit des Siedlers. Die primitiv hergerichteten Hütten wurden überfallen und verbrannt, die Insassen getötet, das Werkzeug gestohlen. Wie vielen biß die furchtbare Schlange das tödende Gift in das Blut. Gar manchen nahm die reißende Flut zu sich und warf ihn tot an das Land. Die Kirchenbücher wissen so viel vom Schicksal der armen Menschen. Gewolltes Los, doch furchtbar bitt'res Los! Und dennoch: sie haben gestiegt, diese Helden! Sie haben gerungen und haben ihr Schicksal bezwungen. Das ist Heldentum. Zweifellos! Das muß man anerkennen. Verlorene Söhne, doch wertvolle, edle Söhne der pommerschen Heimat, der sie entstammten. Was gab ihnen die Kraft, so auszuhalten im ewigen Kampf mit Wald, Mensch und Tier? Die Treue! Zu Weib und Kindern, Arbeit und Pflicht! Treue, im Glauben gegründet an Gott! Man darf das nicht vergessen! Es war ein preußisches Christentum, wenn es einmal gerade so genannt werden darf, ein Chri-

stentum des „Bete und arbeite“! In diesem fanden sie den Mut und die Kraft, der Hindernisse Herr zu werden in einem Lande, das sie nicht kannten.

Man bedenke: es gab in der Urwaldsiedlung keinen Lehrer, Pfarrer, Arzt oder Kaufmann. Von weither, etwa sechs bis sieben Stunden vom Wohnsitz entfernt, mußte man die notwendigsten Lebensmittel und dergleichen holen. Und der Pfad, die „Picade“, führte stets durch den dunklen, gefährvollen Wald. Arzt und Pfarrer wohnten noch ein paar Stunden weiter in Blumenau. Man half sich trotzdem. Die gemeinsame Not schuf die Gemeinschaft. Von dieser wirklich echten Gemeinschaft in Freud und Leid könnte vieles berichtet werden. Gemeinsam bauten die ersten Siedler ihre Hütten, schlugen sie die Bäume, legten sie den Urwald nieder, machten sie Pfade durch den Wald; gemeinsam verteidigten sie sich gegen die Überfälle der Eingeborenen und der wilden Tiere, halfen sie sich in den besonderen Zeiten der Not, wie bei Unglücks- und Todesfällen. Jeder half mit Rat und Tat und gab so sein Bestes zum Wohle der Gemeinschaft. Bei Tauf- und Hochzeitsfeiern durfte niemand fehlen. Letzten Endes lebte die erste Siedlungsgemeinschaft stets ein Gemeinschaftsleben. Die alten Sitten und Gebräuche wurden gepflegt. Man wollte die Landschaft zur pommerschen Heimat machen. Die Fremde mußte zur Heimat geformt werden, wenn die Siedler nicht verzagen sollten. Das Heimweh ist stark, macht Gesunde krank, quält manchen zu Tode. Die bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen, die die Auswanderer in ihrer alten Heimat von jeher vorgefunden hatten, mußten auch hier instituiert werden, wenn sie nicht ihr Volkstum preisgeben wollten. Ein vor den anderen hervorragender Kolonist (Kolonist kommt von „Kolonie“ her, eine Kolonie hat ca. 80 Morgen) mußte gegen ein kleines Entgelt so gut wie möglich Schule halten. Was wurde gelehrt? Vor allem Lesen, ein wenig Schreiben und Rechnen. Das war alles! Der Lehrer hielt dann auch mit Hilfe des Predigtbuches den Lesegottesdienst, da der Pfarrer nur selten zu den Leuten kommen konnte, weil sein Pfarrgebiet zu groß war.

Die Besoldung des Lehrers übernahm die Schulgemeinde. Sie verlangte von jedem Mitgliede, der seine Kinder in die Schule schickte, einen monatlichen Beitrag. Die Schulgemeinden waren und sind also Freiwilligkeitsgemeinden. Sie können das ungeheure Verdienst für sich in Anspruch nehmen, das deutsche Volkstum bis heute

gewahrt zu haben. Sicherlich hat der größte Teil dieser unvorgebildeten Lehrer in seltener Treue seine Pflicht getan. War es auch nicht viel, was sie an geistigen Erkenntnissen ihren Schülern vermitteln konnten, es war dennoch so viel, daß die Bildungsstufe dieser Urwaldschulen auf derselben Höhe war wie die der ersten Klassen der Volksschulen in ländlichen Gebieten Deutschlands. Die Wege zur Schule waren in den Neusiedlungen weit, beschwerlich und zur Regenzeit völlig unpassierbar. Viele der Schüler mußten zur Schule reiten. Wenn die Schulverhältnisse heute unbedingt günstiger sind, so darf niemals vergessen werden, daß dies zum größten Teil wiederum das Verdienst der alten Kolonisten ist.

Der mächtigste Mann in der „Kolonie“ (Kolonie ist hier die Gesamtheit der Bevölkerung eines kleinen Ortes, dessen Häuser weit verstreut liegen) war der Kaufmann, „Vendist“ genannt. Sein Kaufhaus, „Venda“ oder „Vende“, war und ist heute zum Teil der Raum, in dem die Kolonisten sich versammelten, um Waren einzukaufen und zu verkaufen. Der Vendist war ein Dienstmädchen für alles. Aber wirklich für alles. Nur mit dem Unterschiede, daß er sich jede Tat, jede Handlung für seine Kunden sehr gut bezahlen ließ. In den meisten Fällen war der Kaufmann klüger als die Kolonisten, sprach ein wenig die Landessprache, politisierte, bewältigte den amtlichen Verkehr mit den Behörden und bestimmte die Meinung der Kolonisten in jeder Hinsicht. Was er sagte, war immer zweckdienlich und gut. Seine Stimme in den Schul- und Kirchengemeinden sowie in der Politik war maßgebend. Diese Stellung führte in vielen Fällen zum Ruin der Kolonisten. Warum?

Der Vendist hatte den Kolonisten in seiner Hand. Wenn dieser seine Produkte verhandeln wollte, so konnte er es nur in der Venda. Die Transportwege in die Stadt waren so widrig, zeitraubend und kostspielig, daß der einzelne es nicht wagen durfte, seine Waren in der Stadt zu verkaufen. Der Kaufmann also bestimmte den Preis der Produkte. Was er dafür dem Kolonisten bezahlte, war seine Sache. Und er sorgte schon, daß die Siedler nicht zuviel an Bargeld erhielten. Es war gang und gäbe, daß das Sollen das Haben des Kolonisten weit überstieg, so daß er immer in der Schuld des Kaufmanns blieb. Und es ist auch wahr, daß es in der Buchführung des Vendisten nicht immer mit rechten Dingen zuging. Oftmals war der Kaufmann ein Betrüger, der die Dummheit seiner Kunden dazu benutzte,



seinen eigenen Wohlstand zu heben. Die Tatsache ist unanfechtbar, daß die Kaufleute in der ersten Siedlungszeit ungewöhnlich reich geworden sind auf Kosten der ihnen vertrauenden Kolonisten. Es ist vorgekommen, daß ein Vendidst für das Geld, das ihm zur Aufbewahrung übergeben war (Banken gab es in Blumenau noch nicht), Zinsen verlangt und auch erhalten hat. Was soll man dazu sagen.

Sollten Beschlüsse in den Versammlungen der Kirchen- und Schulgemeinden gefaßt werden, so wurden sie zunächst in der Vende des Kaufmanns gründlichst besprochen und waren damit schon erledigt. Die Versammlungen waren dann

nur Formsache. Von der Person und dem Charakter des Vendidsten hing das Wohl und Wehe der Siedlung ab.

Wenn über das Heldentum der ersten Siedler erzählt oder geschrieben wird, so werden im allgemeinen die Frauen kaum erwähnt. Das ist fraglos ein großer Mangel, denn unbestritten hat gerade die Frau als treue Lebensgefährtin des Mannes in der Wildnis des Urwaldes unendlich Wertvolles geleistet. Nicht nur, daß sie unerschrocken die Gefahren mit dem Manne teilte, nicht nur, daß sie unermüdet ihm in der Pflanzung (roça) half, sondern daß sie den ungeheuren Mut aufbrachte, Kinder zu gebären ohne

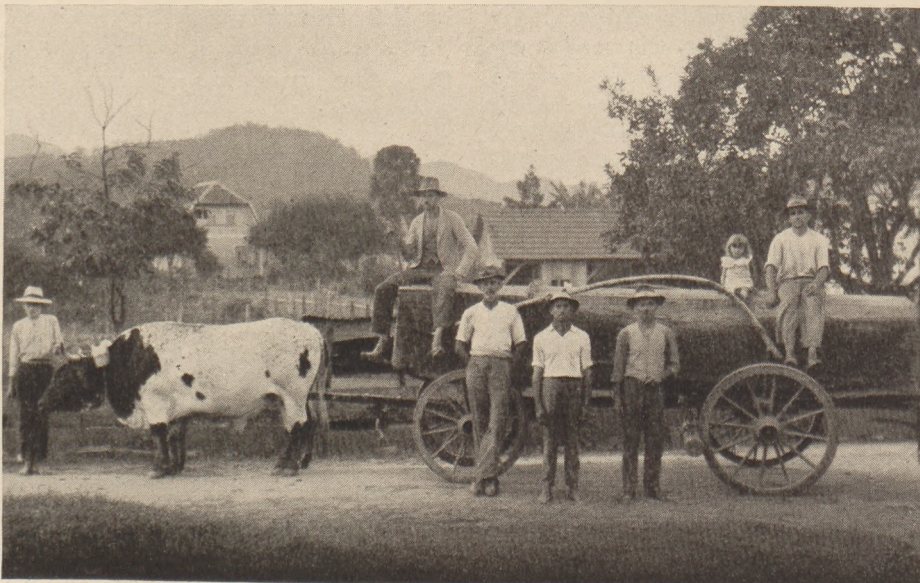
die Hilfe einer ordentlichen, geprüften Hebamme. Viele Mütter sind bei der Geburt gestorben oder kurz danach, weil sie in der schweren Stunde von unkundigen Frauen verkehrt oder nachlässig behandelt worden sind. Auch davon wissen die alten Bücher zu erzählen. Der weiblichen Natur entsprechend hatten gerade die Frauen ganz besonders mit der Sehnsucht nach der Heimat zu kämpfen. Waren sie doch oftmals allein, während die Männer tageweit von ihnen entfernt waren, als Straßenbauer in den Städten Geld verdienten, um die Schulden abzutragen, die durch Kauf von Werkzeug, Ackergeräten und Vieh entstanden waren. Aus Vorsicht und Angst vor Überfällen der Bugre und wilden Tiere kamen sie abends zusammen und schliefen gemeinsam in einer Hütte. Sie waren es auch, die ihre Kinder beten und die alten Lieder singen lehrten. Wir haben die Pflicht, ihnen dankbar zu sein.

Nachdem die Hütten gebaut und kleine Pflanzungen angelegt waren, sahen die ersten Kolonisten vor allem darin ihre Aufgabe, Schulen und Gotteshäuser zu errichten. Mit Bewunderung denkt man heute an die finanziellen Opfer, die dargebracht worden sind für den Bau dieser für das Volkstum so bedeutsamen Einrichtungen. Hier wird offenbar, daß die Kolonisten in Kirche und Schule die wichtigsten Faktoren zur Erhaltung ihrer Art und ihres Volkstums gesehen und erkannt haben.

Durch natürliche Vermehrung bedingt, stieg die Zahl der Bevölkerung sehr. Die meisten der Familien hatten mehr als fünf, sehr viele über zehn Kinder. Damals herrschte noch der Grundsatz: Je mehr Kinder, desto mehr Arbeitskräfte. Es ist in der Tat so, daß die Kinder schon in der frühesten Jugendzeit wacker in der Wirtschaft und Pflanzung mithelfen mußten. Wenn man in großer Schau das Leben der Kolonisten überblickt, so darf gesagt werden, daß es eine Tätigkeit gibt, die über allen anderen steht, die wie ein gewaltiger Geist die Menschen beherrscht, ob sie jung sind oder alt: das ist das „Kapienen“ - ein Wort, dessen schwerwiegender Inhalt mit einem deutschen Worte nicht übersetzt werden kann. „Kapienen“ wird von dem brasilianischen Wort capinar = von Gras säubern abgeleitet. Noch besser könnte man sagen: Unkraut ausäten. Aber diese Übersetzungen reichen bei weitem nicht aus, um die Bedeutung des „Kapienens“ klar zu machen. Kapienen ist tatsächlich die Lebensarbeit, die den Kolonisten begleitet von der Wiege bis zum Grabe. Das jüngste



Eine Hochzeitsfeier der pommerischen Kolonisten



„Rollenfahren“ - auf dem Wege zur Schneidemühle



Kind kapiert, und der älteste Greis kapiert, alle kapierten. Von dieser bedeutungsvollen Tätigkeit hängt zum großen Teile das Wachstum der Pflanzen ab. Was im Unkraute steckt, muß vergehen. Hier wird das Unkraut riesengroß. Läßt man die Pflanzung ein paar Jahre stehen, ohne sie zu säubern, so sieht sie aus wie ein ungepflegter, junger Wald. Will der Kolonist pflanzen und ernten, muß er kapierten. Wo Pflugland ist, kann man eine „Kapiertmaschine“ benutzen. Die erleichtert die Arbeit sehr. In den Fällen also, wo der Kolonist kein Pflugland hat, sind die Kinder die besten und billigsten Arbeitskräfte. Die Arbeit geht dann schnell vonstatten und kostet den Hausvater nur die Unterhaltung der Kinder. Zu essen gibt's ja immer genug in der Kolonie, und auf Kleidung wird nicht besonders geachtet. Waschanzüge aus billigen Stoffen sind nicht teuer und können immer getragen werden, denn die Jahrestemperatur fällt nicht so tief, daß man von einem „Winter“ sprechen könnte, jedenfalls nicht so, wie es drüben der Fall ist. Wohl sind die Tage zur „Winterzeit“ zuweilen sehr regnerisch und kalt, aber sie werden wieder von heiteren, sonnigen abgelöst. Schnee fällt nicht. Und selten sieht man natürliches Eis. So ist es möglich, daß auch im Winter die Kinder barfuß gehen können. Aus all diesen Gründen ist es auch nicht verwunderlich, daß sich Waisenhäuser erübrigen; denn die Kinder, deren Eltern gestorben sind, werden mit Vorliebe von den Kolonisten als eigene Kinder angenommen. Es ist wirklich nicht selten, daß die Pflegekinder und die eigenen Kinder zu gleichen Teilen erben.

Im Laufe der Jahre hat sich die Pommerndung ausgezeichnet entwickelt. Die heutigen Verhältnisse unterscheiden sich in vielerlei Beziehungen von denen der Anfangszeit. Pommerode ist Amtssitz des Distriktes Rio do Testo (Distrikt gleichbedeutend mit Amtsbezirk). Es gehört zum Munizip (Landkreis) Blumenau. Zum Distrikt gehören außer Pommerode die Siedlungen: Testo Salto, Testo Central, Seltetal, Wunderwald, Testo Rega, Alto Rio do Testo und Obere Rega. An der Spitze der Verwaltung des Distriktes steht der Intendant. Ihm zur Seite stehen der Subdelegado da policia (Polizeibeamter), der Escrivao (öffentlicher Schreiber, Notar), der Kollektor (Steuereintnehmer), der Fiscal das estradas (Straßenaufseher) und der Delegado da escola (Schulenaufseher). Ebenfalls ist Pommerode Amtssitz des Pfarramtes Pommerode, das ungefähr mit dem politischen



Kolonistengehöft in der Anfangszeit



Gehöft eines pommerstämmigen Siedlers

Aufn.: Friege

Raum des Distriktes übereinstimmt. Außer der Hauptgemeinde Pommerode umschließt das Pfarramt die Filialgemeinden Alto Rio do Testo, Obere Rega und Ribeirão Grande. Die Testolandenschaft ist eine der schönsten des Staates Sta. Catharina. Man kann sie getrost mit dem Harz oder dem Thüringer Walde vergleichen. Durch das lange und weite Tal fließt der Rio do Testo (Testofluß). Von allen Seiten grüßen die Berge. Der Stadtplatz Pommerode, so heißt der Ort, liegt genau in der Mitte der Testolandenschaft. Der Ort macht einen überaus freundlichen Eindruck. Die Kirche steht im Mittelpunkt der Siedlung und beherrscht

mit ihrem hohen Turm das traute Tal. Unwillkürlich muß der Fremde, der dieses Tal deutscher Formung zum erstenmal erblickt, an das zarte, heimelige Volkslied denken: „Im schönsten Wiesengrunde ist meiner Heimat Haus - -“. Überall das freundliche Grün, überall Blumengärten vor den Häusern. Der Pommer liebt die Blumen gar sehr. Ich habe niemals ein deutsches Haus ohne einen kleinen oder großen Blumengarten gesehen. Das ist eine Farbenpracht, so knallig, so prächtig, so lieblich, bescheiden, daß man innerlich jauchzen möchte inmitten dieser Farbenpracht und Farbenverschwendung. Betrübend ist aber die



Denk- und Gesinnungsart der Bevölkerung, die zu 99 Prozent dem evangelischen Bekenntnis angehört. In seiner ganzen Lebenshaltung ist der Pommer materialistisch eingestellt. Er will nur Geld verdienen. Gewiß, die harte Arbeit und die Knappheit des Bargeldes hat die ersten Kolonisten unbedingt zum Sparen gezwungen. Wirklich, der Kolonist der Anfangszeit mußte seine „Schwarzen“ (volkstümlicher Ausdruck für Kupfergeld, leicht schwarz werdend) zusammenhalten. Aber der aus Deutschland stammende Kolonist kannte auch das Opfer und opferte gern für soziale Zwecke, wenn es ihm auch schwer fiel. Die Kinder und Enkel sowie Urenkel jedoch sind zum größten Teile geizig. Sie sind Knechte des Geldes geworden. Viele von ihnen sind sehr wohlhabend, haben sich prächtige Häuser gebaut; innerlich aber sind sie Tagelöhner geblieben. Sie verstehen auch nicht, mit dem Gelde zu wirtschaften. Die Haus- und Wohnkultur ist überraschend einfach, besser gesagt, primitiv, gesundheitlich äußerst mangelhaft. Sie kennen kein gemütliches, trautes Heim. Hier scheint die Zeit stillgestanden zu sein. Das Geld muß Zinsen tragen, und zwar zu dem möglichst höchsten Zinsfuß, wenn's auch geschieht zum Untergange des Nächsten. Allerdings wird das Geld bei Festlichkeiten und auf Bällen reichlich verschleudert. Auch die Frauen gehen, zwar nicht in Samt, doch gern in Seide. Auch für die Kleidung ist Geld übrig.

Das ist das Erschreckende: Während die tapferen Pioniere der Siedlungszeit unter äußersten Entbehrungen und Geldknappheit ihre Privatschulen errichteten und den Lehrer besoldeten, gehen unsere Kolonisten mehr und mehr dazu über, ihre Kinder in die sogenannten Regierungsschulen zu schicken, die natürlich keinen monatlichen Beitrag verlangen. Der Unterricht ist kostenlos. Man muß aber wissen, daß der deutsche Unterricht in den Regierungsschulen am Vormittage verboten ist. Praktisch geben also die Deutschstämmigen ihr Volkstum um des schönsten Geldes wegen auf. Das Geld für die deutsche Schule kann ja gespart werden. Unsere Kolonisten sind aber wohlhabend, ja reich, wenn man der armen Väter und Großväter gedenkt, die in schwerem Kampfe sich das Land errungen haben, auf dem jetzt die Söhne und Enkel sitzen. Die Notgemeinschaft hat aufgehört. Der Egoismus herrscht. Das Opfern kennt man nicht. Wo solches geschieht, ist das Volkstum gefährdet. Die Gefahr kommt nicht aus dem brasilianischen Regierungslager, sondern sie lauert in den eigenen Reihen der Deutschstäm-

migen, denen das Geld mehr ist als das Volkstum, zu dem sie nun einmal gehören. Ich sehe ganz allein in der materialistischen Denkart des hiesigen Kolonisten die Gefahr des Unterganges deutschen Volkstums. Noch etwas kommt hinzu. Wie ehemals in Deutschland, so macht sich auch hier schon eine Abwanderung der Leute von der Kolonie nach dem Stadtplatz oder sogar nach der Stadt bemerkbar.

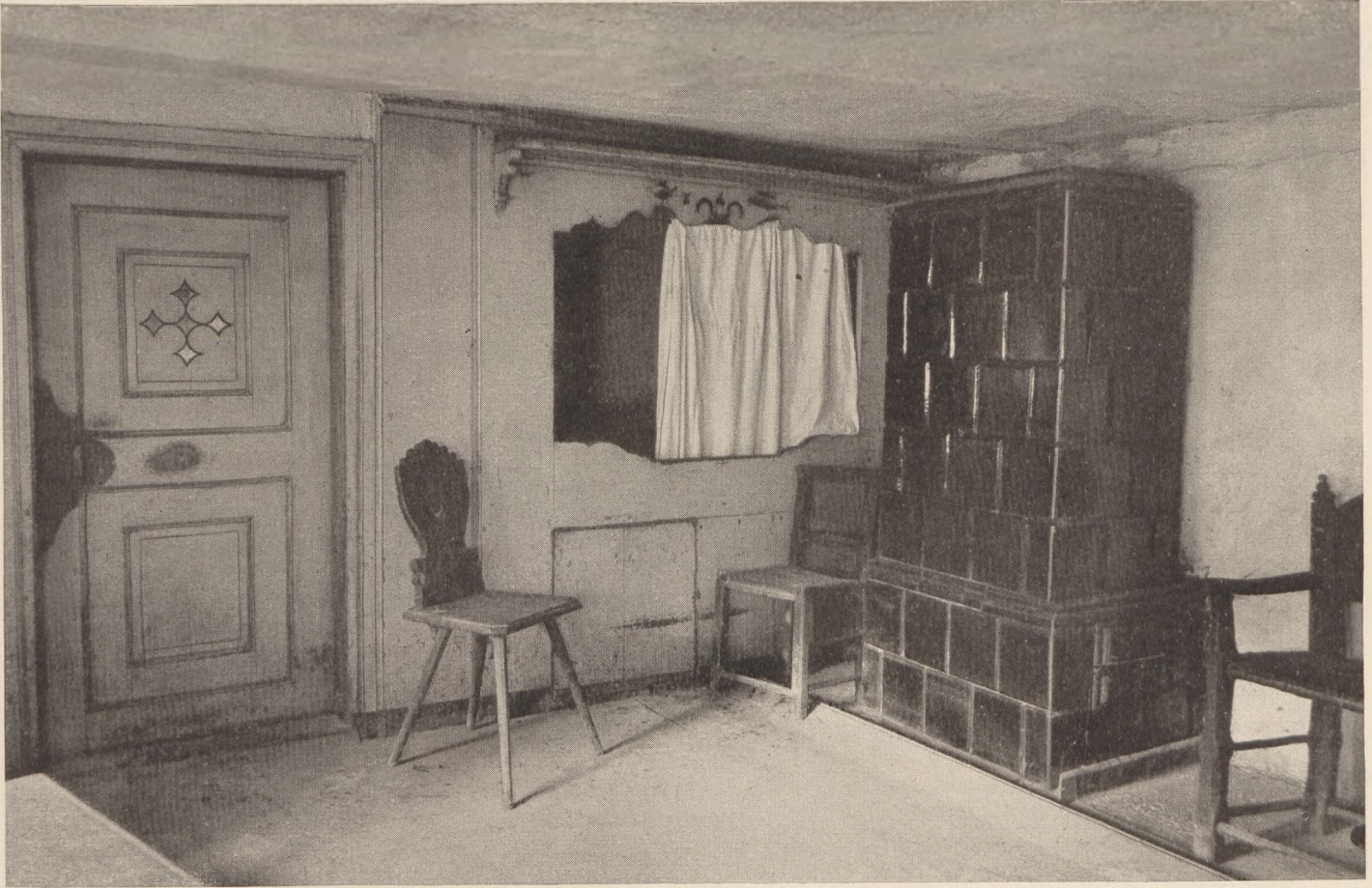
Warum? Der Kolonist hat gegenüber der Stadtplatzbevölkerung ein Minderwertigkeitsgefühl. Das ist unverständlich, aber Tatsache. Vielleicht kommt es daher, daß der Bewohner des Ortes ohne weiteres darauf stolz ist, am Stadtplatz zu wohnen, wo es selbstverständlich mehr „Betrieb“ gibt. Die Leute kleiden sich auch modern und betrachten die Kolonisten, vor allem die Kolonistenfrauen, die der alten Sitte gemäß genau so gekleidet gehen wie ihre Vorfahren, als niedere Rasse. Der bescheidene Kolonist hat ein sehr feines Gefühl für solch eine Distanzierung. Er erkennt seine eigene seelische Größe in der konstanten Erhaltung seiner ihm von den Vätern überlieferten Sitten und Gebräuche, verkent seine Kultur und gibt sich dem Strome der Zivilisation hin. Er will nicht mehr als einfacher Mann seine Arbeit in der „Roca“ (Pflanzung) tun, er will in die Fabrik. Hier erhält er regelmäßig monatlich sein Geld. Als Tagelöhner sind seine Vorfahren aus Deutschland nach hier gekommen, um als freie Bauern auf freier Scholle zu leben und zu wirtschaften. Die Enkel aber gehen als freie Männer von der väterlichen Scholle, um wieder Tagelöhner in der Fabrik zu werden, untertan dem Fabrikanten als Herrn. An Sparen ist nicht zu denken. Das Einkommen des ungelerten Arbeiters (das sind sie fast alle) ist unter aller Kritik. Denn es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Arbeiter „zur Miete“ wohnt, seine Lebensmittel alle bar bezahlen muß und mehr Gelegenheit hat, sein Geld in den Wirtschaften auszugeben. Nicht Raumnot zwingt die Söhne der Kolonisten, in der Fabrik zu arbeiten. Bisher konnte noch der Vater einem jeden seiner Söhne eine Kolonie kaufen. Und wenn's nicht in derselben Gegend sein konnte, dann doch in einer anderen. Noch heute ist das Land verhältnismäßig billig, noch heute kann jeder Kolonistenjunge, wenn er will, in jungen Jahren ein freier Herr auf eigenem Lande werden - wenn er will. Jedoch - viele wollen nicht mehr. Diese Willigkeit zum mechanischen Tagewerk in der Fabrik ist m. E. ein Grund, der zum Untergang des deutschen Volkstums führt. Es kommt beschwerend hinzu, daß

der deutschstämmige Fabrikarbeiter im täglichen Umgang mit den brasilianisch Sprechenden Arbeitern die deutsche Sprache verlernt und stolz darauf ist, nun auch richtig brasilianisch sprechen zu können.

Löst der weniger gebildete Kolonist die Verbindung mit dem Boden, sprengt er bewußt die Verbundenheit mit all dem, was seinen Vätern heilig war, so muß er seinen völkischen Halt verlieren. Er hängt dann in der Luft. Im fremden Volkstum kann er nicht untertauchen, das ist seelisch unmöglich; was bleibt ihm? Er wird Renegat, ein Abtrünniger, ein Verräter. Die Renegaten vergiften so leicht auch die anderen Volkstumsangehörigen mit ihren zersetzenden Gedanken. Es gibt keine widerigen Menschen als diese. Ich stehe zudem auf dem Standpunkte, daß das Volk, das in einer völkischen Diaspora lebt, sein Volkstum bereits preisgibt, wenn es die Fremdsprache des Gastlandes in gleichem Maße beherrscht wie die Muttersprache. Die Landessprache ist dominierend. Führer des Volkstums müssen die Muttersprache und auch die Landessprache völlig beherrschen, aber sie dürfen niemals den Zusammenhang mit dem Volksteil verlieren, dem sie blutmäßig angehören. Das Volkstum aber ist solange gesichert, solange seine Angehörigen nur die Sprache ihres Vaterhauses sprechen. Zweisprachigkeit in gleicher Vollkommenheit bringt der Masse seelische Verwirrung, die nicht ohne Folgen bleibt.

Es wird immer die Aufgabe der Führer des deutschen Volkstums sein, auf die Gefahren hinzuweisen, die dadurch heraufbeschworen werden, daß der Deutschstämmige die Kolonie verläßt, um als Arbeiter in die Fabrik zu gehen, in der er mit anderen Arbeitern fremden Volkstums zusammenkommt, die die Landessprache sprechen. Sehr wichtig ist es, die Bedeutung der Mundart, des Dialektes, klarzustellen. Es darf nicht so weit kommen, daß die biedereren Kolonisten sich schämen, ihr „Platt“ zu sprechen. Ihre Mundart ist ihre Herzenssprache. Sie muß in jeder Weise gefördert werden. Der dummstolze Stadtplätzler spricht natürlich die hochdeutsche Sprache, weil er im Dialekt etwas Niedriges sieht. Er will doch vornehm sein. Der Ort oder Stadtplatz ist die Stelle, wo die Volkstümer zusammenprallen. Hier ist aber auch der Ort, wo manche Sitte, mancher uralte Brauch der deutschvölkischen Sippe verschwunden ist. Die Stärke des deutschen Volkstums liegt in der Isolierung von der Stadt, in der Gemeinschaft auf dem Lande!





Bettwinkel (Bettflucht) in einem Samunder Bauernhaus

# Volkskunst in Samund und Labus

von Walter Borchers

Hopp hopp nä'm Jäm'de,  
wo de rike Bure wohne,  
wo's dei Butter mit Låple åte  
und dat Bild mit Schåple måte!

Auf nach Samund zu den reichen Bauern, die Butter mit den Löffeln essen und das Geld mit Scheffeln messen! Klar und eindeutig wird in der plastischen Sprache des Landes der Reichtum des Dorfes Samund gekennzeichnet. Dank der Fruchtbarkeit des Bodens am Samundsee und der günstigen Lage zu der Stadt Röslin konnte in Samund und dem benachbarten Dorfe Labus eine eigenartige Kultur blühen und gedeihen, deren Höhepunkt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lag. Samund und Labus haben im Laufe der Zeit eine so selbständige Entwicklung durchgemacht, daß sie sich von ihrer niedersächsischen Umgebung auf dem Gebiet der Sachkultur, der Volkskunst eindeutig abheben. Ihre Nachbarn, die

armen Fischer der Küste, konnten sich mit ihnen, den reichen Bauern, nicht im mindesten messen, aber ebenso nicht die umliegenden Bauern des Kreises Röslin.

Reichtum verpflichtet - so baute man stattliche Höfe, legte Wert auf guten Hausrat: es gab mehrere Tischler in den beiden Dörfern, die Tischler und Maler zugleich waren. Schneider und Schneiderinnen in Dorf und Stadt wurden mit der Herstellung der Tracht betraut. Städtische Drechler fertigten den Schmuck, wie die herzförmigen Hemdspannen. Der Reichtum äußerte sich letzten Endes in der Fülle und Mannigfaltigkeit des Geschirrs, der Irden-, Fayence- und Steingutware. Aber neben den Handwerkern waren die Bauern selbst schöpferisch tätig. Zahlreiche Beispiele bezeugen dies: sie schnitzten als Liebesgaben für ihre Verlobten Les- und Webebretter, schmückten sie mit Herzen, Tulpen, Initialen und Jahreszahlen, sie verzierten Webeschiff-

chen und Hutschachteln, schnitzten einfaches Spielzeug für ihre Kinder, bemalten Truhnenbilder und Patenzettel. Ihre Frauen verstanden auf Brettchen Schürzen- und Strumpfbänder zu weben, sie waren erfahren in der Kunst des Leinenwebens, des Stickens, Strickens und vor allem in der Fillettechnik. Wie wenig ist heute dieses schöpferische Element zu spüren. Zwar gibt es noch Frauen, die weben, Männer, die die alte Flechttechnik kennen, vielleicht noch einen Handwerker, der auf den Wegen guter bäuerlicher Kulturüberlieferung wandert, aber das ist auch alles. Verheerende Brände haben das Dorfbild nicht zu seinen Gunsten verändert, die schöne alte Bauweise, die Niedersachsensachwerkhäuser sind häufig durch häßliche Ziegelbauten verdrängt worden. Handwerker, Maurermeister früherer Zeiten hätten ihren bäuerlichen Auftraggebern nicht solche Bauten errichten dürfen, da diese zu stark mit ihrer Kritik





Kopfkissenbezug, Blandamast, aus Jamund, 18. Jahrh. (Privatbesitz)

angesehen hätten. Innerhalb eines Jahrhunderts haben sich diese Dörfer grundlegend gewandelt.

Jamunder Volkskunst ist eine besondere Spielart niedersächsischer Volkskunst, die friesische und nordische Anklänge zeigt. Es wäre falsch zu glauben, daß Jamund etwas ganz Einzigartiges und für sich

Losgelöstes darstellt, das keinerlei Verbindung zu anderen Volkskunstandschaf-ten zeigt. Ganz im Gegenteil. Allein der Hausbau ist typisch niedersächsisch. Wenn auch in den Wohnhäusern der stattlichen Vierkanthöfe die Längs- und Querdiele verschwindet, das gewalmte Dach abgetragen und der Bodenraum vergröß-



Sajenceschüssel, 18. Jahrh., aus Jamund (Landesmuseum Stettin)

fert wird, so gibt es doch noch einige wenige Beispiele, die uns ahnen lassen, wie einmal früher ein solches Haus ausgesehen hat. Das Jamunder Niedersachsen-Wohnhaus, der Jamunder Vierkanthof ist das typische Haus, der typische Hof des pommerschen Küstengebiets. Allein so dokumentiert Jamund seine Zugehörigkeit zu Pommern. Das gleiche können wir auch für Einzelheiten der Tracht beweisen.

Überraschend für jeden Besucher sind immer wieder die Bettluchten der Querdiele mit ihrem geschweiften Linienwerk. Die Holzfüterung der Bettmischen ist mit ausgesägten Blumen, Vögeln und Fischen verziert und farbig behandelt. Hauptsächlich aber spielen kleingliedrige geometrische Muster eine Rolle.

Auffallend ist bei der Inneneinrichtung auch heute noch die Gleichartigkeit der einzelnen Möbeltypen, wie die besondere Stellung der einzelnen Möbel. Zu dem typischen Inventar einer Jamunder Stube gehören der Stegentisch, eine lange Sitzbank unterhalb der Fenster, die sich zum Hof öffnen, eine Ofenbank, mehrere farbige Stühle und Schemel, ein Brotschrank oder ein Küchenschapp, bisweilen auch eine Standuhr. Der große Milchschrank, Kleiderspindel und vier bis fünf Truhen pflegen gewöhnlich auf der Diele zu stehen. Tische, Schränke, Schapps aus Jamund und Labus tragen unzweifelhaft einen barocken Charakter. Gedrungen, mit schweren Gesimsen ohne irgendwelchen Zierat, wirken sie bisweilen nüchtern und klobig, aber dazu stehen in einem merkwürdigen Gegensatz Schemel und Stühle, die sich in ihrem Farbenfrohsinn und ihrem Motivreichtum geradezu heiter und elegant ausnehmen. Aus Vasen und Herzen sprießen langstengelige, mit Blättern geschmückte, farbig gefüllte Tulpen und Sternblumen empor, zieren anmutig die Rückenlehnen der Stühle und Sessel, bisweilen auch die Holme. Manchmal treten an die Stelle der stilisierten Blumen geometrische Ornamente: Kreisrossetten in Verbindung mit Tulpen. Alles ist paarig, einander entsprechend und rhythmisch angeordnet, Vasen, Herzen, Kreise, Blumen und Blätter stehen in einem wundervollen Gleichklang, nie daß diese harmonische Ordnung zerstört würde durch ein nicht folgerichtig gemaltes Dekorationsstück. Wir können im Laufe von drei Generationen einen gewissen Wandel der malerischen Behandlung beobachten. Die ältesten Schemel von 1820-25 zeigen noch Ritzzzeichnung und Kerbschnittornamente, aber wiederum Herzen, Tulpen, Sternblumen, nur alles einfacher und großformiger. Eine merkwürdige Ausnahme macht ein farbig behandelter Lehnstuhl von 1819 mit Inschrift Sophie



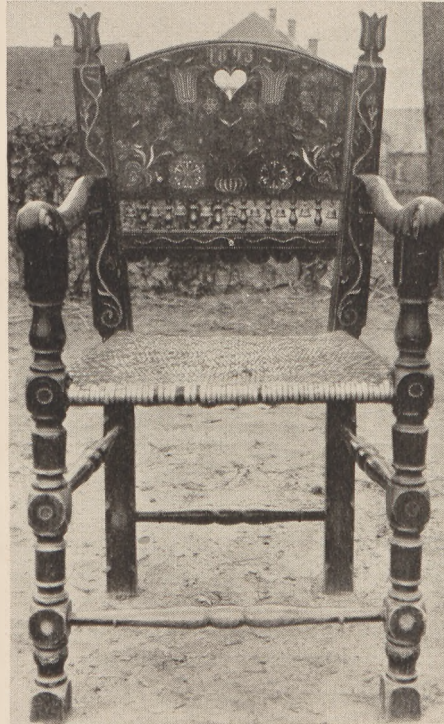


Fausthandschuh mit Stickerei aus Jamund  
(Privatbesitz)

Kollmann, dessen Ornamentik und Farbengebung eigene Wege gehen. Es tauchen andere Blumenmuster auf. Die Blumen sind mehr naturalistisch gesehen, sind in Einzelheiten nicht so fein ausgeführt. Die Aufteilung der Fläche vollzieht sich überhaupt nach anderen Gesichtspunkten. Dazu erscheint ein Namensband mit der Inschrift Marie Kollmann.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts werden die Malereien der Stühle immer üppiger und farbenprächtiger. Die einzelnen Motive werden variiert und die Fläche so mehr gefüllt. Die gleiche Erscheinung läßt sich auch bei den farbigen Jamunder Grabeinfassungen beobachten. Die Muster der Stühle und Sessel aus dem frühen 19. Jahrhundert, die in Kerbschnitttechnik und Ritzzeichnung ausgeführt sind, erscheinen wieder bei den bemalten Stühlen, nur ins Malerisch-Flächige umgesetzt. So sehen wir eine folgerichtige Entwicklung von dem geschnitzten oder geritzten Ornament zu dem gemalten. Aber diese Muster wurden nicht freihändig mit dem Pinsel auf den Stuhl gemalt, sondern zunächst wurden nach farbigen Mustern Schablonen angefertigt und mit Hilfe der Schablonen die Stühle bemalt (vgl. Abb.). Die Tischler, die der-

gleichen machten, arbeiteten also in zwei Formzonen, sie waren Tischler und Maler zugleich. Im 19. Jahrhundert lassen sich in Jamund die Tischler Braun, Michael Laffahn, Michael Mandke und in Köslin der Malermeister Tiede nachweisen, die dergleichen verstanden. Die noch lebende 58jährige Tochter des Tischlers Laffahn weiß sich noch genau der Bemalung der Stühle zu erinnern, zumal sie immer bei ihrem Vater hat helfen müssen. Zunächst wurde der Stuhl mit Ocker grundiert, dann wurden die Füße rot, die Lehne schwarz gestrichen, dann die Schablone angehalten und je nachdem die gewünschte



Jamunder Sessel, 1893. Bemalt von dem Tischler Laffahn und seiner Tochter

Farbe angesetzt, später war die Grundfarbe der Lehne nicht mehr schwarz, sondern blau oder rot. Nicht nur bei den Stühlen, auch bei den Adlerschemeln gab man sich die gleiche Mühe. Aber damit ließ man es nicht bewenden. Die Lehne wurde mit gedrechselten hölzernen Glöckchen geschmückt, die bei dem Drechsler Laffahn in Köslin bestellt wurden. Ebenso sind die Beine eines solchen Stuhles Drechslerarbeit. Und schließlich bekam der buntsfarbige Stuhl noch einen reichgemusterten Sitz aus Kiefernwurzelholz oder aus geschälter und ungeschälter Weidenrinde. Rauten-, Schachbrett- und Dreiecksmusterung war sehr beliebt. Das Flechten eines Stuhles in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kostete allein zwei Mark. Heute pflegt noch diese Kunst

der Nachwächter Mielke in Jamund. Auch die Kunst des Bemalens der Stühle ist noch nicht ausgestorben. Malermeister Tiede in Köslin hat die alte Technik von seinem Vater übernommen und weitergepflegt. Die Form der aus Buchenholz gearbeiteten Jamunder Stühle ist höchst altertümlich, scheint mittelalterlichen Ursprungs zu sein und gleicht der der Schwälmer (Hessen) Stühle.

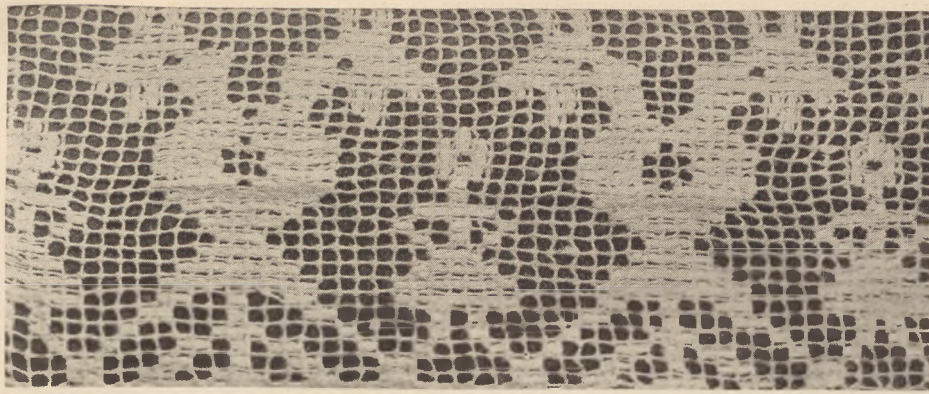
Ähnliche Kerbschnittmuster, wie wir sie auf den frühen Jamunder Stühlen beobachten können, sind auch charakteristisch für Deeper (Pommern) und nordfriesische Stühle, tauchen aber auch auf Jamunder Truhen, auf Laden aus dem Kreise Köslin und Schlawe auf. Damit offenbart sich also wieder der Zusammenhang mit dem übrigen pommerschen Küstenland. Es sind denkbar einfache Truhen mit flachem Deckel, die auf der Schaufseite nach geometrischen Prinzipien aufgeteilt sind.

Wohl eine Überraschung war die Auffindung einer Stollentruhe mit gotischen Spitzbögen, Dreispitzen und Kerbschnittsternen als Dekoration (um 1600). Eine gleiche Truhe soll noch vor dem großen Brand im Anfang des 20. Jahrhunderts in Jamund vorhanden gewesen sein. Die Truhe vermehrt die Reihe der bisher aufgefundenen mittelalterlichen Truhen in Pommern (Beispiele in Stralsund, Trepow a. d. R., Kolberg und Stolp (vgl. „Das Bollwert“ Februar 1936, S. 56 f.).

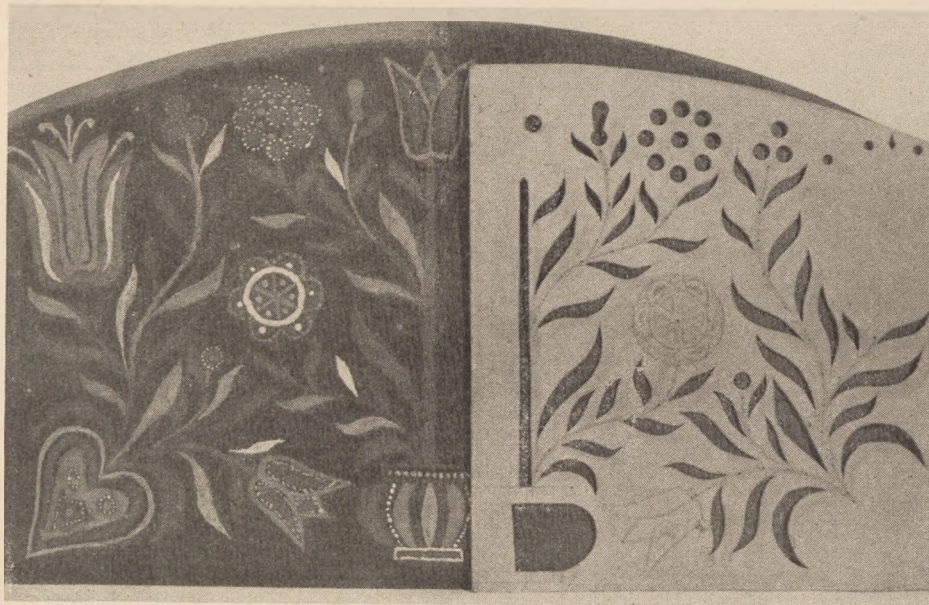


Jamunder Holzkästchen von 1740  
(Heimatsmuseum Köslin)





Kopffiseneinsatz, Filetarbeit, aus Jamund, 19. Jahrh.



Farbiges Muster für Bemalung der Jamunder Stühle und Sessel, 1895; daneben Schablone, angefertigt von dem Jamunder Tischler Lassahn (Landesmuseum Stettin)

Die nächsten Verwandten zu diesen Truhen befinden sich in Westdeutschland (Kiel z. B.), in Dänemark (Kopenhagen) und auf der Insel Fünen.

Auch in der Kleinkunst ist die Liebe für Kerbschnittechnik zu spüren. Mit unendlicher Mühe sind die kleinen rechteckigen Kästchen mit ihren Schiebedeckeln ausgeschnitten und manchmal mit Mustern geradezu übersponnen. Sternkreise, Wirbelräder, Rosetten, Tulpen und Herzen, Zickzackbänder, Wellenlinien bedecken in bunter Fülle die Wände und den Deckel des Gefäßes, doch alles ist so organisch dem Holzkörper untergeordnet, daß kein Ornament für sich dominiert und so den Aufbau des Gefäßes zerstört. Das gleiche gilt auch für die hübschen Webebrettchen und die dazugehörigen Webenadeln, ferner für Lesbretter und Hutschachteln. Besonders reizvoll gestaltet sind zwei Hutschachteln, die in das Volkskundemuseum in Berlin gelandet sind. Die eine

ist mit einem Kirchengebäude im Aufriß und mit Stempelmustern und Kreuzen geschmückt und trägt das Datum 1825. Auf der anderen erscheint eine Kreisrossette und eine Tulpe, also immer die gleichen Motive, die wir von der Möbelkunst her kennen. Besonders kunstvoll sind auch die Lesbretter gestaltet, die zum Auflesen der Fäden beim Webstuhl dienen. Sie haben ausgesägte Herzen, Tulpen und Jahreszahlen. Manchmal erscheinen auch Initialen. Bei fast allen diesen Kleinkunstgeräten handelt es sich um Liebesgaben der jungen Burschen an ihre Mädchen, Brautgeschenke, die in ähnlicher Art in dem pommerischen Küstengebiet, in Südschweden, Dänemark, England, ja bis nach Flandern vorkommen.

Nicht bäuerliche, sondern handwerkliche Arbeiten sind die aus Bein oder Bernstein geschnittenen herzförmigen Hemdspannen, Jöps, Jopsel oder Gaspe genannt. Sie sind mit Kronen, auch Paarvögeln

geschmückt, sind farbig bemalt und dienen dazu, das Frauenhemd auf der Brust zu schließen. Selten, daß eine Spange der anderen gleicht, aber sie waren nicht nur aus Bein und Bernstein, sondern auch andere Stoffe wurden verwandt, wie Silber, Blei und Messing - je nach Reichtum und Vermögen der Trägerin. Ähnliche Hemdspannen hat es früher in Pommern, in der Parochie Frithow, Kreis Cammin, gegeben, über Pommerns Grenzen hinaus in Friesland, Blankenese, Ratzburg, Braunschweig, vor allem aber in Dänemark und Schweden. Immer wieder lassen sich gemeinsame Züge in der Volkskunst rund um die Ostsee feststellen, nicht, daß eine Landschaft etwas ganz Besonderes oder etwas aus der Reihe Fallendes zu bieten hat.

Auch mit dem übrigen Schmuck verhält es sich ähnlich, wir denken da an den Pail, an die Brust- und Hüftgürtel. Auch der Pail war früher in Pommern allgemein verbreitet, wird doch in der fürstlichen Land- und Bauernordnung von Pommern aus dem Jahre 1509 S. 817 gesagt: „Jdoch mögen de Buermegede unte Jungfrowen Pele mit Spangen tragen, överst dat dennoch up einem Pele nicht öwer dre Loth Silber sy.“ Der Jamunder Glitterpail ist aus einem gepunzten und getriebenen Messingblech, auch Silberstreifen gefertigt, mit Zieraten behängt und mit Glaskugeln, Papier- und Stoffblumen, Federn und Raufsgold zu einem malerischen Gebilde aufgewölbt. Die Jamunder Brautkrone, die sich aus Kranz und Krone allmählich zu der heutigen Form entwickelt hat, war je nach Wohlhabenheit der Braut und des Bräutigams reich oder weniger reich geschmückt. Sie war meistens Familienerbstück. Die Krone macht einen außerordentlich farbigen Eindruck, mit dem glänzenden Gelb des Reisens und der anhängenden stilisierten Blättchen kontrastieren das Blau, Rot, Gelb, Silber der Kugeln, Federn und des Papiers. Wer die Hersteller dieser Kronen waren, wissen wir leider nicht. Die Kirche in Jamund bewahrt einen Pail z. T. aus Silber aus dem Jahre 1844 auf, der nach der Aberglieferung in Janow gefertigt sein soll. Ähnliche Pails, nur noch ein wenig höher und damit der Form eines Bienenkorbes nahekommend, trugen die Frauen der Belbucker Abtei im Kreise Greifenberg.

Die Brust- und Hüftgürtel, gleichfalls eine Eigentümlichkeit Jamunds, bestehen aus roten Seidenbändern, die mit Schmuckblechen aus Messing geschmückt sind. Diese Schmuckbleche mit ihren Stern- und Wirbelradmustern zeigen die größte Verwandtschaft mit ostfriesischen Messingblechen. Es sind im Grunde ge-



nommen wieder dieselben Ornamente, die wir von den Kerbschnittkästen her kennen, nur daß sie auf ein anderes Material übertragen sind. Ähnliche Muster, dazu noch Herzen, erscheinen auf den kleinen zylindrischen Geldbörsen, mit denen die Jamunder Frauen in Köslin erschienen.

\*

Wir bedauern sehr, daß die alte Kunst des Stickens, die einstmals in Jamund so geblüht hat, heute fast ganz verschwunden ist, angeblich, weil man keine Zeit mehr hat, zweitens weil auch die alten Muster unmodern geworden sind. Die Einheitlichkeit in der Jamunder Volkskunst offenbart sich auch hier in der Frauenarbeit. Die gestickten Muster der Braut- und Bräutigamstaschentücher, Hemden, Paradehandtücher, Handschuhe gleichen den geschnitzen der Kerbschnittkästchen, der Hutschachteln, der Web- und Lesbretter, den gemalten der Stühle, Sessel und Grabumschläge. Es sind immer wieder Tulpen-, Herzen-, Stern- und einfache geometrische Muster. In Stepp-, Ketten- und Plattstichtchnik sind diese Ornamente ausgeführt.

Etwas ganz Besonderes stellten in Pommern die genähten Jamunder Spitzen dar, die weißen Plünerbinnen der Konfirmandinnen, die etwa 40 Zentimeter lang und 10 Zentimeter breit sind und um das Haar gesteckt werden. Es sind Aufnähsitzen auf Tüll von außerordentlicher Feinheit, deren Herstellung ziemlich schwierig ist. Auch hier spielen einfache Linienmuster eine Rolle. Besonders interessant sind die Jamunder Filetspitzen, die als Einsätze bei Laken und Kopfkissen erscheinen, ähnlich wie in Schonen (Schweden) und auf Amager (Dänemark). Um die Muster auf dem Netzgrund klar und deutlich hervortreten zu lassen, wird

entweder roter oder blauer Stoff unter das Netz gelegt, oder die Einsätze werden zweifarbig gehalten und die Muster in rotem Garn auf weißem Untergrund in Durchzugarbeit und Phantasiestich ausgeführt. Die Filettechnik, die in Italien im 15. und 16. Jahrhundert besonders hoch entwickelt war, hat um die Mitte des 19. Jahrhunderts als Filet-Quipure eine neue Blüte erlebt durch Bereicherung der Muster durch erhabene Blätter und Zacken. Filet-Quipure und Point-lace (Band- oder Lizenspitze), eigentlich eine Nachahmung der alten venezianischen Spitze, waren den Jamunder Frauen durchaus vertraut. Neben einfachen geometrischen Mustern erscheinen hier auch figürliche Motive, Menschen, Vögel, paarig angeordnet.

Heute ist die alte Filettechnik den Jamunder Frauen nicht mehr geläufig, vergessen ist diese Kunst. Dagegen hat sich die Brettchenweberei noch gehalten. Soweit festgestellt wurde, sind drei Muster überliefert, die auf Schürzen- und Strumpfbändern erscheinen. Wenn auch das Brettchenweben heute in Jamund oder vielmehr in ganz Pommern eine sehr seltene Erscheinung geworden ist, kann man das von der allgemeinen Weberei nicht sagen. Leinen und Tischzeug werden heute nach wie vor gewebt, dagegen nicht Schürzen- und Anzugstoffe. Merkwürdigerweise werden Flickeläufer in Jamund auch nicht so häufig mehr hergestellt. Der moderne mit der Maschine gewebte Läufer aus der Stadt wird lieber gesehen und gekauft. Die Fülle und die Macht des Geldes erweisen sich hier als sehr verhängnisvoll.

Leider so gut wie ganz verschwunden sind figürliche Damastgewebe. Als einziges Beispiel wurde jetzt noch ein Blandamast

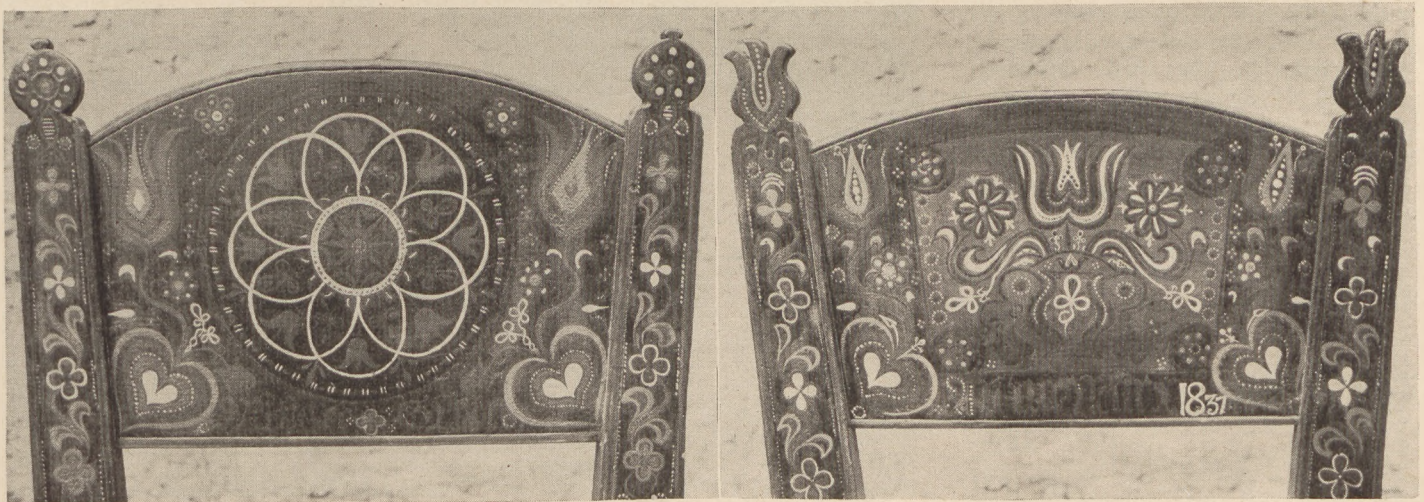
gefunden, ein Kopfkissenbezug mit einer lustigen Jagdszene. Ein Fuchs wird von einem Hund gejagt, hinter ihnen reitet ein Jäger, in der Tracht des 18. Jahrh. Außer dem Fuchs erscheinen noch andere Tiere wie Hirsch und Eichhörnchen. Eine Bildinschrift gibt eine genauere Erklärung, es heißt da:

der Fuchs dasz ist der Hünefeind,  
der Schwanz ist großer Herrn Freund.

Anmöglich ist ein solches Gewebe von Bauernfrauen verfertigt worden. Unzweifelhaft ist es von gelehrten Handwerkern gewebt wie Bettvorhänge mit biblischen Darstellungen: Josua und Kaleb mit der Weintraube oder biblische Städte: Jerusalem, Hebron. Wahrscheinlich stammen diese Damaste aus Köslin oder Janow.

Fast die gleichen biblischen Muster wie die Blandamaste weisen die blaubezeichneten Bettluchtvorhänge, Kopf- und Stuhlklissen auf. In Köslin und Janow waren solche Blandrucke zu kaufen. Wir nennen nur die Färberei Kapischke-Köslin.

Von dem früheren Reichtum bäuerlicher Irden- und Fayenceware kann man sich heute nur noch einen ungefähren Eindruck machen, auch wenn man außer Küche und Speisekammer noch Boden und Schuppen einmal genauer untersucht und dort eine Menge abgestellten Geschirrs vorfindet. Jedem aufmerksamen Besucher fällt heute noch in Jamund und Labus die große Anzahl von braunen Krufen und Kannen, die besonders zur Erntezeit gebraucht werden, auf, und ihre Aufbewahrungsweise auf langen Gestellen unterhalb der Küchenfenster vor dem Hause. Während man sonst in Pommern dazu übergegangen ist, Blechtopf und Eimer mit aufs Feld zu nehmen, hat man



Jamunder Stuhllehnen (Kirche in Jamund)

Aufnahmen: Breidenbach



hier an der alten Töpferware festgehalten. Was entdecken wir da nun alles? Es ist eine bunte Fülle, heimische und auswärtige Keramik in trautem Beieinander. Braune Bunzlauer Kannen, Marburger Schüsseln und Krüge mit aufgelegtem farbigem Dekor, goldglänzendes englisches Steingut, Milchtöpfe und Marmeladendosen mit englischen Inschriften sind neben Westerwäldern blaugrauen Walzenkrügen und märkisch-lausitzischen Bierkrügen und schlesisch-lausitzischen Tassen und Tellern zu finden. Auch buntbemalte Fayenceware, Teller und Schüsseln des 18. Jahrh. mit Blumen- und Vogeldekoration waren gebräuchlich. Leider ist nicht sicher, woher diese Schüsseln stammen. Sie sind in Farbengebung und Dekoration mit Danzig-Elbinger Produkten zu vergleichen. Heimischen (Kösliner) Ursprungs sind einfache, braun, auch gelb und hellblau glasierte irdene Henkeltöpfe, Kannen, Milch- und Buttereschüsseln, die bisweilen mit figürlichen Mustern und Sprüchen geschmückt sind.

\*

Jamunder Volkskunst erhält ihre tiefere Bedeutung durch das heimische Brauchtum. Gildelaken mit besonders schönen Fileteinsätzen, die nur beim Gildesfest der Bauern, beim Inheesen der Knechte aufgedeckt wurden, oder die Brautkrone, Kösterbirrespieße (Brautbitterspieße) und Brautbotterbünten (Brautbutterformen) wären z. B. ohne die heimische Sitte nicht zu verstehen. Es war Sitte, seinen Patenkindern selbstgeschriebene und selbstbemalte Patenbriefe zu schenken, genau so, wie man den Toten farbige, mit Blumen und frommen Sprüchen geschmückte Grabeinfassungen (Grabumschläge) aus Holz setzte. Übrigens ist die gleiche Sitte, wenn auch in etwas anderer Form, aus Żikow, Kr. Schlawa, bekannt. Oder es war genau vorgeschrieben, wie man in Tracht zur Kirche gehen mußte und welche Kleidung zu wählen war. Dabei hatte manche Frau viel zu dulden, machte doch allein schon das steife Brustbrett, das auch die Mönchguter Frau trug, viele Sorgen. Nicht umsonst hieß es, in Jamund und Labus: Willst du schmuck aussehen, mußt du viel Leid ausstehen. Das schön gestickte Brauthemd und Brauttaschentuch, eine besondere Schürze waren z. B. für die Brautkleidung vorgeschrieben. Wie im Weizacker und in der Schwalm gebot die Sitte auch in Jamund, mit einem hübsch verzierten Gesangbuch zur Kirche zu gehen, das auf Vorder- und Rückseite des Einbandes mit bunten ausgeschnittenen Herzen, Initialen, Jahreszahlen und Randleisten geschmückt war. Manchmal sind die Anfangsbuchstaben der Namen von Braut und Bräutigam in

die roten und grünen Herzen eingepreßt, wiederum auch finden wir Sprüche, die auf die Liebe oder Treue der beiden Partner Bezug nehmen. Wie bei den Hutfachteln, den buntbemalten Schnapsflaschen handelt es sich bei diesen Gesangbüchern wohl auch um eine Modeerscheinung, die nicht landschaftlich begrenzt war, sondern weit auseinanderliegende Gebiete erfaßt hat.

Noch beobachten wir eine schöne alte Sitte in Jamund, die ihren Niederschlag in der Volkskunst gefunden hat. Bei Hochzeiten erscheinen auf Wunsch der heimischen Bauern auf der Hochzeitstafel plastische Butterkühe und -hähne, die aus klappbaren Butterformen ausgeformt sind. Früher war figürlich ausgeformte Butter nichts so Seltenes, doch stellten plastische Buttertiere schon immer etwas Besonderes dar und mußten in der Regel bei Hochzeiten von Braut und Bräutigam verzehrt werden. Mit Gewürzkörnern und Lorbeerblättern verziert, nehmen sich diese Buttertiere recht stattlich aus.

Jamund und Labus haben dank ihrer gemeinsamen Geschichte eine ähnliche Entwicklung durchgemacht. Die Volkskunst dieser Dörfer bedeutet einen gewissen Höhepunkt in der ostpommerschen Volkskunstgeschichte. Sie hat viele eigenartige

Züge aufzuweisen, ist aber ohne das vor-, mittel- und ostpommersche Küstenland nicht denkbar. Der niederdeutsche Charakter der Jamunder Kunst ist vielfach unverkennbar. Wir denken nur an die Möbel. Häufig beobachten wir friesishe Anklänge, wie bei den Filetarbeiten, den genähten Spitzen, den Stuhllehnen, den Schmuckblechen der Brust- und Hüftgürtel. Ebenso lassen sich auch nordische Parallelen nachweisen, wie bei den Kopfkisseneinsätzen, den Schmuckkästchen, den herzförmigen Hemdspannen.

\*

Bauern und Handwerker aus den beiden Dörfern Jamund und Labus, wobei Jamund die Vorherrschaft gebührt, und aus den Städten Köslin und Janow haben an dem Begriff Jamund-Labuser Volkskunst mitgewirkt. Das 18. und 19. Jahrhundert sind es vornehmlich, die der Jamunder Volkskunst ihren Stempel aufgedrückt haben. Höhepunkt dieser Kunst aber bedeutete das 19. Jahrhundert. Mit der Gründerzeit, mit dem neuen Reichtum Deutschlands, mit der gewaltig in die Höhe schnellenden Industrie geht es dann aber mit der Jamunder Volkskunst schnell bergab, und heute zehren die Bewohner Jamunds und Labus von dem Ruhme ihrer Ahnen.



Jamunder Hochzeitszug verläßt die Kirche

Aufn.: Thiede



# HEIMISCHE LANDSCHAFT

VON ULRICH SANDER

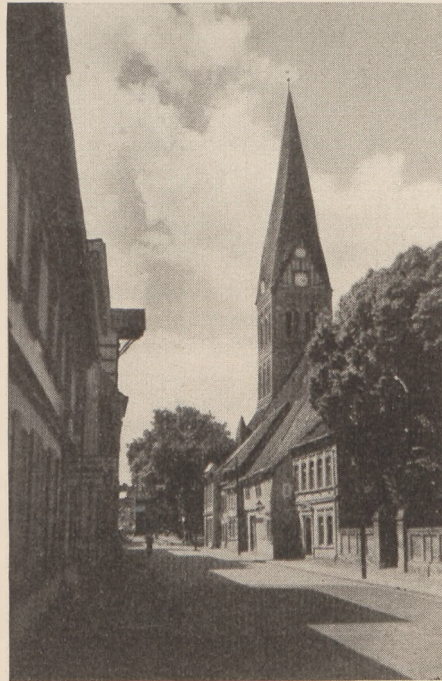
Ein Junge ist das Kind seiner Straße. In ihr wohnen die Menschen, die er um ersten Male durch die Fensterscheiben sieht, wenn er zu denken beginnt. Er beginnt sie zu erkennen, zu unterscheiden, schnappt auf, was im Hause gesagt wird, macht sich seine Gedanken darüber und baut schließlich auf diesen Fundamenten Stockwerk für Stockwerk auf.

Die Anklamer Brüderstraße war eine schöne und vielseitige Straße. Sie begann oben an der Post und war unten an der Peene zu Ende. Sie war auch eine stille und besinnliche Straße, weil sie kein sehr glattes Pflaster und nur auf einer Seite, nicht auf der unseren, einen Bürgersteig aus großen Granitplatten hatte. Man konnte nicht sagen, daß sie im Mittelpunkt des Verkehrs lag, es sei denn, daß man die vierspännigen Zuckerrübengepanne, die im Herbst über die Brücke kamen, das Bollwerk entlang, die Brüderstraße hoch bis an die Klosterstraße fuhren, dann einbogen und über die Navelinstraße bis zur Zuckfabrik fuhren, als besonderen Verkehr ansah. Und das konnte man ruhig, denn diese Fuhren waren etwas Besonderes. Wer geschickt war, konnte von hinten auf die Wagen springen und gehörig Zuckerrüben herunterwerfen. Dann hatte man genug Munition für die Ballerbüchse, an deren federnden Abschluß man immer denken mußte, wenn im Kriege die kleinen Minenwerfer schossen. Es mußte aber rasch gehandelt werden, denn die Knechte verständigten sich gegenseitig durch Zurufe. Man bekam dann mit der Peitsche eins übergezogen. Aber die Zuckerrüben hatte man binnen.

Die Nachbarschaft und das Gegenüber waren sehr unterschiedlich und darum interessant. Rechts an der Ecke der Klosterstraße hatte Dicker Grün seinen Laden. Paßte der Wind, konnte man die Ladentüren losknebeln, daß sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit zuknallten. Dicker Grün kam ebenso regelmäßig aus der Tür und schalt. Leider verzog er später in die kleine Straße, deren Namen mir entfallen ist. Sie führte zwischen Halles und Heckers vom Markt zur Baustraße.

In demselben Haus wie Dicker Grün, wohnte der Stellmacher Muggenburger, der sehr schöne Töchter hatte, denen man gern Wassereimer von jener Pumpe ins Haus trug, die hinter dem Hotel von Bleck -

man sagte damals „Motel“ - stand. Gehen Väter viel mit Holz um, so scheint es immer schöne Töchter zu geben . . . Die älteste Tochter heiratete einen Lehrer auf dem Lande. Hoffentlich geht es ihnen gut. Die jüngere Tochter hatte wunderbares, langes, blondes Haar. Es leuchtete in der Sonne.



Teil der Brüderstraße mit Nikolaikirche

Oben in diesem Haus wohnte längere Zeit Jud' Kohnke, mit dessen Tochter man bei Tante Ruth zur Schule ging. Er fuhr immer in einem weiten Kaisermantel mit einem kleinen Stuhlwagen über Land, zu Geschäften, deren Sinn einem nie klar geworden ist.

Die beiden nächsten Häuser zur Peene hin gehörten dem vornehmen und klugen Amtsgerichtsrat Maaß, der sich, wie bei meinem lieben Vater, in der ganzen Straße höchsten Ansehens erfreute. Er schien nur aus einem Auge zu sehen. Grüßte man ihn, und wurde man erkannt, so kam aus diesem einen Auge ein freundlicher Strahl, den man sich zu hoher Ehre anrechnen durfte. Wie das andere Auge dieses klugen und großen Menschen nicht zu erkennen war, so war auch bei Stellmacher Muggenburger der Mund un-

ter einem schwarzen Schnurrbart nicht zu erkennen. Ich habe oft hingesehen, aber nie etwas entdecken können. Bei den Töchtern dagegen war dies Organ schön und deutlich ausgeprägt.

In dem ersten Haus wohnte unten ein altes und frommes Fräulein Conrad, deren Bruder in Berlin ein großer Prediger sein sollte. Leider haben wir wenig Rücksicht darauf genommen und Anlaß zu erzürnten Bemerkungen und Beanstandungen gegeben. Man schoß mit einer Schleuder Erbsen gegen die Fenster. Ja, einer meiner Freunde konnte so spucken, daß er von meinem Fenster aus über die ganze Straße an die Fenster von Fräulein Conrad spucken konnte. Dieser selbe Freund hat dann, ob man es glauben will oder nicht, im Gymnasium eine der kleinen, grünlichen Fensterscheiben der Quarta richtig kaputt gespuckt. Das wollte wohl gemacht sein.

Im nächsten Haus wohnte unten, wie in den oberen Stockwerken beider Häuser, Amtsgerichtsrat Maaß. Ihm gehörte das Gut Luskow. Er hielt sich in der Stadt ein Paar brauner, blanker Pferde, die wie ein Wunder waren. Schöner Pferde habe ich nie gesehen. Der Kutscher war mein Freund und hat mich hin und wieder mit in den Stall genommen. Er hatte Ähnlichkeit mit dem Kutscher Treß meiner Tante Rassow in Wolgast. Es haben wohl alle Kutscher Ähnlichkeiten. Die feierlich stillen und sauberen Höfe hinter diesen beiden Häusern waren sehr geheimnisvoll.

Dann kam ein sehr wichtiges Haus. In ihm wohnte unten rechts Tante Ruth, die alte Lehrerin, die schon meine Mutter unterrichtet hatte. „Tante Ruth, mach' mich gut, mach' mich fromm, daß ich in den Himmel komm!“ lautete der Vers über sie. Hier wurden mehrere Jahrgänge auf einmal unterwiesen. Die älteren Mädchen, Marie Ziernanke und die spätere Frau Negelein, sind mir als Hilfslehrerinnen noch deutlich in Erinnerung. Die feinsten Jungens hier waren die der Rahnschiffer, die bei Fräulein Ruth ihre Winterschule hatten. Sie sprachen alle Mundarten zwischen Nipperwiese und Cosel. Es waren stramme Burschen dabei, viel älter als wir. Statt Meister sagten sie „Meester! Hülf uns!“, wenn biblische Geschichten erzählt wurden. Hier spielten wir in den Pausen auch das Fliegenpiel. Fräulein



Ruth hatte Pappteller mit Syrup bestrichen, um die Fliegen zu fangen, die aus Herrn Topp's Stall immer in die Schulstube kamen. Einer mußte seine flache Hand dicht über den Fliegenteller halten. Der andere schlug zu. Der Langsamere hatte den Teller mit allen Fliegen dann an der Hand. Mit Recht. Im Leben war es nachher ganz genau so.

Auf der anderen Seite wohnte der Händler Topp, dessen Tochter, Mieke Topp, auch sehr schöne, lange Zöpfe trug und mit uns zur Schule ging. Hinten auf dem Hof lagen ganze Kammern bis oben hin voller Äpfel. Wer sich mit Mieke Topp gut stand, der durfte einmal einen Blick hineintun.

Oben in diesem Hause wohnten, bei Dehrmanns in Pension, viele Freunde. Sie sind meist tot, wohl fast alle tot. Ein Dehrmann, ein geborener Soldat, der nichts anderes als Soldat schon auf der Schule werden konnte, ritt bei den 64ern einmal 1914 an uns vorbei. Er ist dann wohl als Flieger gefallen. Ein anderer Dehrmann kam 1915 mit einem langen Vollbart bei Przemysl von seiner Batterie und sagte guten Tag. Die Töchter waren, wie Jungens, beste Freunde und Kameraden. Auch Kurt Nobiling und Fritz Kölpin aus diesem Hause sind nicht mehr am Leben.

Im nächsten Haus war das Obergeschloß jahrelang nur mit Bekannten und Verwandten bewohnt. Dort lebte, noch in dunkler Erinnerung, der alte, kluge Professor Schneemelcher mit seinen mehreren Töchtern, dann zog der Präparandenvorsteher Juncker ein, den man eines Tages in der Grenzmark wieder traf, und dessen Tochter eine gute Freundin war. Und schließlich zog in diese Wohnung die alte Stiefgroßtante Caroline Dittmer ein, die keine Butter aß, obwohl sie ein großes Gut bewirtschaftet hatte. Ich habe das nie verstehen können, und hatte immer Heißhunger auf Butter. Von dieser Tante stammt die erste Anleitung, Blumenzwiebel im Herbst ordnungsgemäß in Töpfe zu pflanzen, eine Anleitung, aus der dann später eine Leidenschaft geworden ist. Unten wohnten die Schwestern, die Diakonissinnen. Ich fand immer, daß es in diesem Hause geradezu fromm roch.

Nun folgten einige Häuser, die man schon damals schlecht auseinanderhalten konnte. Überall standen dieselben Myrthen und dieselben Pelargonien und Fuchsien in den Fenstern. Überall war derselbe Spion angebracht, und dieselben älteren und handarbeitenden Frauen saßen mit der Brille auf der Nase am Fenster.

Heraus hoben sich nur die Herberge zur Heimat, aus der hin und wieder die Polizei einen ärgerlich vandalisierenden Handwerksburschen abholte, dann das Haus von Maler Boy, den man in Kriegervereinsangelegenheiten, zwecks Bestellungen und zu bezahlender Rechnungen hin und wieder in höherem Auftrage besuchte und in dessen Haus es wunderbar frischgestrichen roch, und dann das Haus von Tischler Haack, wohl das geheimnisvollste der ganzen Straße. Hier waren viele Jungen und viele und gute Freunde. Hier war alles zu haben und alles zu machen. Ein sehr interessantes Haus.

Unten an der Ecke am Bollwerk stand der alte Speicher, der hoffentlich heute noch steht.

Die Nachbarn sah man eigentlich nicht so oft und deutlich, wie das Gegenüber. Das lag aber auch wohl daran, daß unsere Sekte keinen richtigen Bürgersteig hatte. Man fiel, da man sich nur laufend fortbewegte, auf unserer Seite zu leicht hin.

Bei Bäcker Beutner ging es rechts um die Ecke durch die Klosterstraße zum Gymnasium. Es waren ein paar lichtlose Häuser in dieser Straße, in deren einem, wie im Märchen, ein blondes, bleiches Mädchen sich oft die langen, fast weißen Haare kämmte und immer blasser und blasser wurde, bis der Leichenwagen dann eines Tages vor der Türe stand. Die andere Seite waren Speicher, von denen man nicht wußte, was in ihnen war und wem sie gehörten.

Bäcker Beutner hatte viele Katzen in seinen Hintergebäuden. Man bekam einen Sechser vom Vater, wenn man ein Tier erlegte, und hinter die Ohren, wenn man die glückliche, nicht immer ganz leichte Erlegung eines solchen Tieres während des väterlichen Nachmittagschlafes sich zu melden erdreistete. Einmal wollte man lateinisch melden und damit eine besondere Freude machen, aber man bekam nur besonders hinter die Ohren. Daraufhin machte man bloß nach dem Kaffee Strecke.

Saß der dicke Bäcker Beutner auf der Bank vor seiner Türe, so nickte er meist ein, schnarchte, fiel vornüber, erwachte, schlief sofort wieder ein, fiel alsbald wieder vornüber, und so weiter. Man konnte von seinem Fenster aus das Aufschrecken auch verdoppeln, wenn man dem Nachbarn einen wohlgezielten Kirschkern oder einen kleinen Stein auf die Mütze warf.

Zur Peene hin kam erst ein hohes, schmales Haus, in dem einmal jemand an religiösem Wahnsinn erkrankt war. Dies Haus ist nie anders als unheimlich ge-

wesen. Dann kam Weißgerber Malling, dessen Gewerbe unsichtbar ausgeübt wurde und darum voller Geheimnisse war. Und dann kamen wieder kleine Häuser mit Myrthen, Pelargonien und Fuchsien, deren Insassen allesamt daselbe Gesicht hatten und nicht zu unterscheiden waren.

Unsere stille Straße entbehrte jedoch nicht der großen Ereignisse.

Bei der Eisenbahnbrücke wurde der große Silo gebaut. Auf vielen Pfählen, die man in den moddrigen Grund rammte.

Ab und zu brach einmal irgendetwas zusammen. Dann schütterte die Erde leise, und es gingen die Lampen aus. Ein unheimlicher Vorgang, der ebenso unheimlich war, wie jenes eine Unwetter, das aus den Wiesen kam. Die Wolken waren schwarz und drehten sich im Kreise. Die Dienstmädchen sagten, jetzt ginge die Welt unter. Man glaubte es ihnen.

Dann brannte eines Nachts die Brennerei von Mehlsorn ab. Ein Funkenregen ergoß sich über die Brüderstraße. Der Vater kam und weckte, ja, ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten erlaubte er, daß man an das Fenster ginge. Nun schien die ganze Brüderstraße zu brennen. Es roch noch wochenlang nach verbranntem Korn.

Und schließlich brannte es eines Abends in der Kohlenhandlung von Waterstradt. Das mußte ein gefährlicher Brand gewesen sein, denn Pastor Schneider kam gewichtigen, jedoch beeilten Schrittes die Straße herunter und hatte unter beider Armen die Kirchenbücher, die er bei den Diakonissen in Sicherheit brachte.

Oben vom Turm der Nikolaikirche bummte es tief und dunkel Feuer, ein Klang, der jedem Bewohner der Brüderstraße stets durch Mark und Bein ging.

Die Kreise zogen sich weiter und weiter.

Man entdeckte das Hintergelände zur Packhofstraße zu, indem man auf Stalldächer kletterte. Hier sah man in stundenlanger Beobachtung in die Fenster der Hinterseiten und stellte fest, daß doch der Mensch ein erbärmlich einsames Wesen ist. Er haust nicht anders, als eine Katze bei Bäcker Beutner in seinen Löchern.

Die Peenstraße wurde entdeckt und durchmessen. Dort wohnte der alte Großvater Cabos, bei dem man Butterherzen und kalten Reis mit Blaubeeren zu essen bekam. Mit dem sogenannten „Jungen Mann“, Herrn Neukirch, entdeckte man den Peendam und die dortigen Anlagen. Eine dieser ersten Entdeckungsreisen war derart aufregend, - sie fand in einem blauen Samtanzug mit einem großen, weißen Spitzenkragen statt -, daß



leider die Erregung übermannte und der blaue Samtanzug, ausgewaschen, auf die Leine mußte.

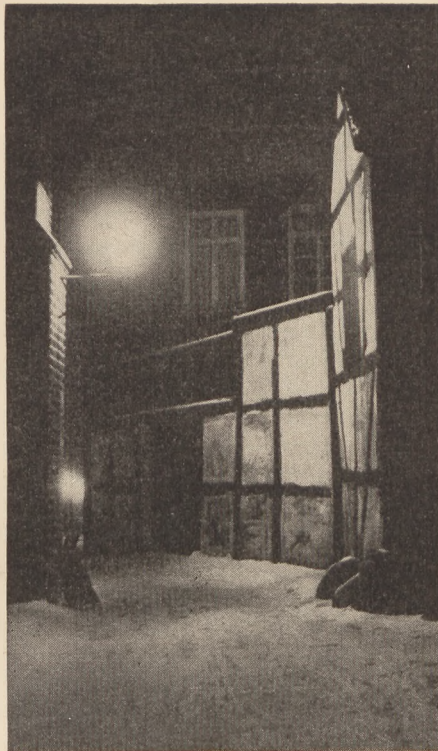
Der Fischerwall, der Kanal wurden entdeckt. Es kamen am Wall ältere Tanten gehäuft hinzu, die in einem kleinen Hause wohnten und viele süße Speisen vorsetzten. Dicht dabei wohnte Photograph Bock, bei dem auch einmal „abgenommen“ wurde. Es wurde einem das Bild „abgenommen“, indem man mit seiner kleinen Schwester und Großvater Cabos' Hund „Ruppsack“ ein freundliches Gesicht machen mußte, ohne sich zu bewegen. Photograph Bock spannte, indem er ganz wichtige Augen machte und „Hurle, hurle, Palmbaum!“ sagte. Man dachte wonders, was nun käme, aber es kam garnichts. Man war nur überlistet.

Man entdeckte eines Tages die Wiesen hinter der Eisenbahnbrücke, die Boote und Flüße, die Ziehhener Chaussee und den Murchiner Wald.

Die Welt wuchs.

Eine ganz wesentliche Erweiterung war die Badeanstalt von Nante Kunz.

Es muß dabei gestanden werden, daß man sich als alter Mann seinen sorgsam gepflegten Gartenrasen, die teure Tiergartenmischung verdarb, indem man ein paar Hände voll Weißklee samen darüber streute. Warum? Weil die Bleiche bei Nante Kunz soviel Weißklee enthielt und



Stille Gasse am Abend in Anklam

man gern denselben Weißklee auf dem eigenen Rasen sehen wollte. Seine weißen Köpfe fallen jeden Sonnabend unter der Nähmaschine. Aber jeden Montag sind sie wieder da, gottlob.

Die Kreise zogen sich weiter. Mit Nöldkes fuhr man nach Menzlin, mit Hermann Runge nach Schmagin. Noch kürzlich schrieb ein Professor aus Chateau Thierry, der von Hermann Flemming gelesen hatte: „Welch' ein Wert ist in diesem Menschen verloren gegangen!“

Das waren Freunde aus der Bartholdyschen Pension in der Demminer Straße. Wenn man vom Wasser fortkönnnte, denkt man oft, daß man sein Leben einmal in einem solchen Haus verbringen möchte, wie es das alte Drowakysche, das Bartholdysche oder das Probstsche in der Demminer Straße waren. Das waren noch Häuser und das waren noch Gärten! Ja, es muß noch gestanden werden, daß man in seinem eigenen und nicht kleinen Garten dieselben Apfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen angepflanzt hat, die man als Junge in jenen Gärten gesehen und nun nach langem Suchen in den Verzeichnissen herausgefunden hat.

Eines Tages aber mußte die alte, liebe Brüderstraße verlassen werden. Es war schon vorher jemand aus dem Hause getragen worden, der nicht wiederkam. Und eines Nachts stand vor dem alten Haus jemand, klatschte in die Hände und sprach im Dunkeln von der Straße herauf, der alte Herr sei soeben sanft eingeschlafen. Der alte Großvater Cabos, Inbegriff der Brüder- und der Peenstraße, war von dannen gegangen.

## Abend in Swinemünde

Dunkle Delphine und feurige Drachen  
Kommen am Himmel von Westen gefahren,  
Fagen vorbei, und mit züngelnden Rachen  
Droh'n sie dem Mond, dem abendlich-klaren.

Aber er lächelt der wilden Gestalten -  
Hoch überm Hafen von Swinemünde  
Muß er die strahlende Ampel halten,  
Daß der Schiffer den Heimweg finde.

Brüderlich hilft ihm das Licht auf der Mole;  
Rot liegts, wie Wein, in das Wasser vergossen,  
Und mit der Wellen Mondgloriole  
Spiegelnd in eines zusammengeflossen.

Doch von den Drachen und Himmelsdelphinen,  
Von den Wolken, den sturmgescheuchten,  
Die den Mond zu verschlingen schienen,  
Blieb nur ein blaßes Rosenleuchten . . .

## Rauher Bernstein

Ein Bernsteinstück, das ich gefunden  
Auf stiller Wanderung am Strand,  
Lag rauh, vom Kiesgeröll zerschunden,  
Lag unscheinbar in meiner Hand.

Doch als ich es zum Lichte wandte,  
Wie strahl' es auf mit goldnem Schein,  
Und mein beglücktes Aug' erkannte:  
Der Kern war hell, der Kern war rein!

Du Bruder Mensch voll Staub und Wunden,  
Du Erdenpilger ohne Glück,  
Von Kämpfen rauh, von Not zerschunden,  
Wie gleichst du jenem Bernsteinstück!

Drum will ich hoch ins Licht dich heben -  
Da bricht, durch Hüllen unscheinbar,  
Ein Glanz aus deinem armen Leben:  
Der Kern ist hell und sonnenklar!

HEINRICH ANACKER



# Eine Heimkehr

P. Suck

Skizze von Walter Reinders

So geht das nicht weiter! denkt das kleine Fräulein mit dem blauen Jumper und dem hellblonden Wuschelkopf. Seit sechs Tagen steht er nun am Bug über die Reling gebeugt und sieht versunken in das Meer. Sie fährt mit der Puderquaste über die Nase, klatscht die Kabinentür hinter sich zu und steigt aus schattigem Schacht in die zitternde Helligkeit. Sie find im Biscayagolf. Der Himmel ist eine tönende blaue Glocke.

Das Fräulein schlendert über das Deck -; da steht er; da steht er wie jeden Morgen. Den rechten Ellbogen hat er auf die Geländerstange gelegt, die linke Hand steckt in der Tasche der weißen Flanellhose. Der Kopf ist leicht vorübergeneigt, auf die Wellen gerichtet. Eine Locke seines blonden Haares fällt über die Stirn. Die Augen sind nicht zu sehen. Sein Mund ist zu einem kleinen Lächeln gelockert.

Das Fräulein geht vorüber. Kehrt zurück. Lehnt sich in seiner Nähe - nicht ohne Seitenblick - über die Reling und schaut ins Meer. Er sieht sie nicht. Sie seufzt. Er hört sie nicht. Oder doch? Nach einer Weile geht er ein paar Schritte nach vorne und bleibt erneut stehen. So macht er es seit sieben Tagen. Eine Falte legt sich zwischen die Brauen des Fräuleins. Es wendet sich um und schlendert aufs neue über Deck.

Da kommt Herr von Detten.

„Guten Morgen, meine Gnädigste, haben Sie wohl geschlafen?“

„Danke...“

Und sie verlieren sich im Schwarm der Passagiere.

\*

Sie fahren im Kanal.

„Kennen Sie den Schweigsamen?“ fragt das Fräulein einen Holländer.

„Nein“, erwidert der. „Er ist so schwermütig. Und doch voller Haltung. Ein Deutscher offenbar...“

„Gewiß“, sagt das Fräulein. „Ich habe von Athen bis hierher kein Wort mit ihm gesprochen.“ Und sie meint, daß es für sie etwas Besonderes sei.

„Wieso“, feixt von Detten.

Sie errötet.

„Abrigens“, hilft von Detten darüber hinweg, „wenn es Sie interessiert: gestern, im Dämmern, schlenderte ich zufällig über Deck und kam, ohne es zu wollen, in seine Nähe. Da stand er und betrachtete ein Ding, ein Bild offenbar, er hielt es in der hohlen Hand. Seine Lippen bewegten sich. Es sah aus, als ob er betete. Als er meinen Schritt hörte, blickte er gestört auf und ließ das Ding oder Bild in seiner Tasche verschwinden...“

„Ach“, sagt das Fräulein, „ach so -“; und legt eine neue Platte auf.

\*

Als die ärztliche Untersuchung vorbei ist, sieht man ihn nicht mehr. Er ist in seiner Kabine. Er hat gepackt. Nun geht er auf und ab. Und immer wieder auf und ab. Und immer wieder auf und ab...

Da schrillt die Glocke.

Er stürmt an Deck und steht am Laufsteg. Er tritt von einem Fuß auf den anderen.

Nun machen sie die Taue los. Die Winde knirscht. Der Offizier gibt seine Kommandos kurz und knarrend. Von Land her hört man Rufe. Er blickt nicht hinüber. Die Musikkapelle setzt ein: Deutschland, Deutschland über alles... Tücherschwenken an Land. Er blickt nicht hinüber. Nun, da der Laufsteg liegt, flutet alles, was vorher ihm an Eile nachkam, an ihm vorüber.

Er löst sich nur langsam, geht wie im Traum, sieht die Menge nicht. Geht durch sie wie durch ein Bad. Und das Branden der Stimmen ist wie das An- und Abfluten der Wogen.

Wohin geht er?

\*

Sie steht hinter einem Kran. Abseits, wo keine Menschen sind. Er findet sie wie eine vertraute Tür. Wie er auf sie zuschreitet, drückt sie sich fest an die Wand des Krans. Als er den Koffer hingestellt und die Mütze abgenommen hat, reicht er ihr beide Hände hin. Sie löst die ihren irgendwo hinter ihrem Rücken und findet seine. Sie sieht nur: seine Augen sind blau. Er erkennt: - ja, ihre Augen sind noch braun, immer noch, ja...

„... Maria...“, er erschrickt vor seiner Heiserkeit.

Da hasten sie in die Stadt. Und hasten wieder hinaus.

\*

Sie schreiten durch ein dünnes Gehölz. Es ist weit im Frühling. Und der Duft ist mächtig und schweigend. Der Fluß macht einen weiten Bogen, und seine silbrige Fläche schimmert durch die Zweige. Das Gras ist grün; die Himmelschlüssel machen gelbe Tupfen darin. In allem ist ein leise singendes Quellen. Vor allem in den Bäumen. Es ist, als höre man das Murmeln der Säfte in den Wurzeln, ihr Perlen in den Stämmen und ihr Verwehen in den Wipfeln.

Er fühlt ihren Schritt neben sich. Stärker als der Duft des Frühling ist der Duft ihres Haares. Manchmal sieht sie ihn an. Und er blickt geradeaus, als ob er es nicht bemerkt. Manchmal sieht er sie an. Und dann blickt sie geradeaus, als ob sie es nicht bemerkte. Sie hat den Mund so selig halb geöffnet. Betet sie nicht leise seinen Namen? -

Sie sitzen im Gras. Er wendet ihr ein wenig den Rücken zu und sieht in das Land voller Sonne. Da wagt sie es, mit der Hand über sein Haar zu streicheln.

Aber da ist es vorbei. Er wendet sich um, faßt sie um Hals und Schultern, preßt sie an sich mit Gewalt und überflutet ihr Gesicht mit Küßen. Und sie schlägt die Augen auf, voller Angst, voll begehrender Erwartung und seufzt einmal schwer und lang. O Süße, o Trunkenheit -, o Weib!

Sie regt sich nicht. Sie atmet nicht. Sie hält die Augen geschlossen. „Maria“, flüstert er mit bebenden Lippen, „Maria.“

Sie regt sich nicht. Er küßt sie erneut. Ihre Lippen erwidern nicht. Maria... Mein Gott, sollte...



Maria . . . , er reibt ihre Hände.  
 Er horcht ihr am Herzen. Er hört nichts. Schlägt es so leise?  
 Er wartet. Seine Pulse hämmern bis ins Gehirn hinauf.  
 Er hat keine Gedanken. Nur: Maria, Maria, Maria . . . Ihre  
 Hand, die er hält, beginnt zu erkalten. Er berührt mit dem  
 Mund ihre Lippen: - kühl . . .  
 Schrei: Maria -!  
 Schluchzen: . . . Ma-ria - . . .

Der Arzt sagt: „Aber so reden sie doch! Ist sie gefallen?“  
 Der Arzt sagt: „Aber Sie müssen mir nun helfen.“  
 Der Arzt sagt: „Sie muß doch sehr unglücklich gefallen  
 sein.“

Der Arzt sagt: „Nun heben Sie mal den Kopf.“ Und faßt  
 ihm unter das Kinn wie einem Kinde.  
 Aber das sind nicht Augen, worein er blickt. Das ist klarer  
 Stein. Und dahinter liegt Wüste. Liegt Steppe. Weit, unend-  
 lich weit . . .  
 Der Arzt sagt: „Sie müssen sich ein wenig hinlegen.“ Und  
 hebt ihn auf das Ledersofa.

Der Arzt schreibt in sein Tagebuch:  
 Ob die Wunde den Tod eines Menschen bedingt, oder der  
 Schmerz der Seele: - wer kann das sagen?  
 Ob aber das höchste Glück nicht zugleich tiefster Schmerz,  
 und der tiefste Schmerz nicht zugleich höchstes Glück ist?  
 Liebe und Tod: - sie sind wie Blüte und Frucht!



# Der Abt von Kolbatz

Eine Fisch-Ballade von Robert Kumpzun

Der Abt von Kolbatz am Madüsee  
 erhebt sich verdrossen vom Tische:  
 Die Faſte iſt lang, die Faſte iſt ſchwer  
 bei Gerſtbräu zum ſalzigen Fiſche.  
 In ſeiner Klauſe er ſiht und ſinnt,  
 will nimmer zur Einkehr kommen;  
 wie tät ihm heut aus dem heimischen Land  
 ein Trunk Galerner wohl frommen!  
 Und die edle Marán aus dem Komosee,  
 gleich leſte er dran Leib und Seele  
 wie einſt, da nach Mailands Karneval  
 ſie befolgten der Kirche Befehle!  
 Denn Bruder Küchmeiſter verſtand ſein Amt,  
 die Marán war ein Künſtlerbiſſen,  
 ſie ging mundlich ein, erhob den Verſtand  
 und - beſchwerte nicht das Gewiſſen.  
 Doch jezt - in des Nordlands eiſiger Haft,  
 hart die Köpfe, noch härter der Magen -  
 wie ſollt hier Italias frommer Sohn  
 Welt, Buße und Faſte ertragen!

Er grübelt, das Abendrot verglimmt,  
 der Mond ſteigt ins bogige Fenſter;  
 der Abt wirft Scheite in den Kamin,  
 dann Stille, ſo recht für Geſpenſter. -  
 Da - ſlackert die Kerze, zuckt auf, erliſcht,  
 ein Luſthauch - matt zittrige Helle  
 ſchwelt von des Kaminfeuers rötlicher Blut  
 und - der Böſe ſteht auf der Schwelle.  
 „Du rieſt mich! Hier bin ich! Was iſt dein  
 Begehrl!“  
 Der Abt ſiht ſtumm im Geſtühle.  
 „Ja ſchaff dir den Fiſch; du verſchreibſt mir  
 die Seel!“  
 Der Abt iſt ein Schalk und bleibt kühle.  
 Mephiſto ſcharwänzelt und tänzelt und  
 feilſcht,  
 als giſgs um der Menſchheit Krone.  
 Der Abt: „Glaubſt du, daß um einen Fiſch  
 meine Seel dir in Ewigkeit frone?“  
 „Was Fiſch, was Seel, was Ewigkeit!

Alle Welten ſollſt du heben!“  
 Der Abt nickt gnädig: „Herr Nachbar ſchlau,  
 ihre Knaufert nicht mit dem Geben.  
 Doch hört, der Handel ſei abgemacht,  
 wenn ihr drei mal drei Schock Maränen  
 vom Komosee holt vor Hahnensſchrei  
 heut nacht noch, - ihr braucht nicht zu  
 gähnen.“  
 Der Böſe windet ſich, rückt und drückt,  
 es wär zu wenig Friſt ihm verſtattet.  
 Der Abt zuckt die Schulter, und flugs  
 entfährt  
 Mephiſto, von Nebeln umſchattet. -

Auf ſpringt der Abt; das Blöcklein ruft  
 die Brüder zu frommen Gebeten.  
 Dann wiſperts im Kloſter und rennt und  
 ſchafft  
 bis Mitternacht bei den Geräten.

Aber Wälder und Ströme im Mondenschein,  
 hinter ihm die ſturmſlüchtige Meute,  
 jagt Satan über des Hochgebirgs Wall  
 zum Komo und späht nach Beute.  
 Er hebt das Neß aus dem tieſten Grund,  
 zählt fluchend das Schock drei mal dreie,  
 wirft den zappligen Fiſchſack huckepack  
 und ſchießt fort, lang vor Hahnensſchreie.  
 Der Sack, das geſtohlene Dreimaldrei,  
 drückt den Böſen wie nicht geheuer;  
 da glänzt im ſinkenden Monde auf  
 der See und des Kloſters Gemäuer.  
 Der Teufel lacht: „Der Abt iſt mein!  
 Nun ſlink zur Eſſe, zur Halle!“  
 Da! - Was iſt das? - Ein Fluch entfährt  
 Mephiſto, er ſpürt eine Falle.  
 Denn rund um das Kloſter in dichter Reih  
 weißſchimmernde Holzkreuze blinken;  
 ſie ſtarren ihn an, er darf nicht herbei,  
 weicht aus zur Rechten, zur Linken.  
 Doch nirgend wird ihm Einlaß gewährt,

bis zum See hin die Kreuze ragen;  
 wie Blei drückt der Fiſchſack, und fern im Oſt  
 ſieht man den Morgen ſchon tagen.  
 Da erſpäht er ſchnell an des Sees Geſtad  
 eine Lück in der heiligen Mauer,  
 und ſtracks drauf zu und liſtig hinein!  
 Der Abt aber liegt auf der Lauer.

Kaum ſieht er des Böſen erzwungenen Flug  
 hinſtreichen übers Gewäſſer,  
 hebt auf ſein Juhu ein Krähen an,  
 tauſend Hähne krähten nicht beſſer.  
 Des Kloſters Brüder, am See verſteckt,  
 unter Schilf und Ried verborgen,  
 ſie mühen ſich krampfhaft, des Hahnens Schrei  
 mit Fiſtelſtimme zu beſorgen.  
 Und Kikeri, Kokeri, Käkärikä!  
 Knarrt roſtig aus Männerkehlen;  
 hätt des Kloſtervogts Dirne nicht mitgekräht,  
 recht weidlich, die Wirkung tät fehlen.  
 Doch den Böſen über den Waſſern packt  
 die Wut wie hölliſch Gewittern;  
 verloren das Spiel! Jach wirft er den Sack,  
 daß des Kloſters Mauern erzittern.  
 Doch der fällt berſtend zum See hinab,  
 die Fiſchlein die Freiheit ſpüren;  
 des Abtes Knechte ſind ſlink zur Hand,  
 ihre Neße durchzuführen.  
 Zwar fangen ſie nichts; zu tief grollt der See;  
 doch nach drei mal drei Ruhetagen  
 und dann alljährlich zur Faſtenzeit  
 die Marán leſt des Abtes Magen.

So gewann der ſtreitbare Gottesmann  
 den Fiſch und bewahrte die Seele.  
 Jahrhunderte gingen, im Seegrund gedeiht  
 fortan die Marán ſonder Fehle.  
 Des Abtes Gedächtnis in Ehren ſteht,  
 mag keiner den Edelfiſch miſſen;  
 er geht mundlich ein, ſchärft den Verſtand  
 und beſchwert weder Schlaf noch Gewiſſen.



# Zanower Schwank

von Martin Reepel

Es gibt so viele Geschichten über die ostpommersche Stadt Zanow und ihre närrischen Bürger, daß man ein Buch damit füllen könnte. Aber sie sind allesamt erlogen, und nur die eine ist wahr, die ich jetzt erzählen will. Wahr darum, weil einer meiner Vorfahren darin eine Rolle gespielt hat.

Das ist freilich lange her, und in Pommern herrschten noch die alten Herzöge. Aber gerade damals war einer meiner Vorfahren herzoglicher Reiter, und als solcher bekam er eines Tages den Auftrag, von Köslin her, wo sich der Herzog eine Weile aufhielt, nach Zanow zu reiten und nachts um 12 Uhr vor dem Rathaus einen herzoglichen Befehl zu verlesen.

Nachts um 12 Uhr? Sollte das nicht ein Schreibfehler sein? Ein Scherz?

Nein, beleiße nicht! - Doch kann ich die Geschichte nicht rückwärts erzählen. Man lasse also das Fragen und höre zu!

Es war am 1. April 1444, und ganz Zanow war in Aufregung; denn am Tage vorher hatte der Zanower Bürgermeister das Zeitliche gesegnet, und nun tagten die Ratsherren den ganzen Tag bereits, um über die Wahl eines neuen Stadtoberhauptes zu beraten. Das geschah, wie üblich, auf dem Kirchturm und aus der Erwägung heraus, daß ein Ratsherr einen weiten Blick haben müsse, woraus dann später die sogenannte Kirchturmpolitik geworden sein soll.

Während aber oben im Turm die sechs Ratsherren unter der Leitung des Ältesten der Versammlung derart berieten, daß der Rauch ihrer Pfeifen aus allen Turmfenstern quoll, standen unten die Weiber mit den Mittagstöpfen, um die Eheliebsten zu erquicken und gleichzeitig ein Weniges über den Fortgang der Sache zu erfahren. Aber die unterste Turmleiter war hochgezogen und ein Aufstieg nicht möglich.

„Es ist nötig, einen Mann zum Stadtoberhaupt zu wählen, der in der Stadt Bescheid weiß wie in seinem eigenen Hause“, sprach oben im Turm um dieselbe Zeit der Stadtkämmerer und Bäcker Pamel.

Die anderen nickten Beifall, und Pamel fuhr fort: „Wie aber finden wir einen so beschaffenen Bürger in unserer lieben Stadt?“ - Alles blieb still, und heftiger pafften die Pfeifen umher, so daß den Eulen, die im Turmhelm darüber hausten, angst und bange wurde.

„Ratsherren von Zanow!“ - und Pamel ließ seine Stimme anschwellen, „ich schlage folgendes vor: Das größte Rätsel, das der Herrgott dem Manne zu lösen gegeben, das ist das Weib. Darum laßt am kommenden Sonntag nach der Kirche die Ehefrauen sich auf den grünen Rasen der Gänseweide legen und deckt sie mit Stroh zu bis auf die Füße und Knöchel. Welcher Mann aber sein Ehefrau an dem wenigen, was sichtbar, erkennen wird, der werde Bürgermeister; denn er wird auch in der Stadt Bescheid wissen . . .“

Es mag Zufall oder Fügung gewesen sein, daß gerade, als Pamel geendet, die große Turmuhr die 5. Nachmittagsstunde zu schlagen anhub und damit den Ratsherren zum Bewußtsein brachte, daß die Sitzung nun bereits 8 Stunden gedauert. So beschloßen sie denn, dem Pamel'schen Vorschlage beizustimmen und ihn zur Ausführung zu bringen. -

Man kann wohl sagen, daß dieser Beschluß die Aufregung in Zanow nur noch vermehrte. Gab er doch jedem Zanower, vom ersten Ratsherrn bis zum Nachtwächter, die Möglichkeit, die Eheliebste zur Frau Bürgermeisterin zu machen. Und es wäre wohl auch alles gut gegangen, wenn nicht in 99 von 100 Fällen die weibliche Eitelkeit über die weibliche Klugheit gesiegt hätte. Und das kam so:

In der an sich richtigen Erwägung, daß kleine Füßchen und zierliche Knöchel am Sonntag der gesamten Mannswelt von Zanow zur Schau gestellt sein würden, liefen noch am Samstagabend alle Weiber zum Schuster und Seidenkrämer, um sich mit schmuken Schuhen und bunten Strümpfen zu versehen. Was Wunder, daß die Männer, ohne das Merkmal gewohnter schiefer Absätze und gestopfter Strümpfe am Gehwerkzeug ihrer Ehefrau, bei der Wahl vorbeistippeten. Und nur einer der Bürger fand das Rechte oder besser - die Rechte, der Nachtwächter.

Es hatte nämlich des Nachtwächters Weib kein Geld für eitlen Tand und streckte getrost das alltäglich bekleidete Beinwerk unterm kurzen groben Rock hervor. Aber wenn nicht dieses schon den Nachtwächter auf die rechte Spur geleitet hätte, so doch ein anderes sicher, und das war des Weibes langes rotblondes Haar. Davon hatte sich ein Strähnchen zwischen das Stroh gemengt und glänzte nun im Sonnenlicht wie reines Gold. So daß also der Mann nicht fehl ging, als er nach raschem Blick zärtlich und zugleich täppisch dem Gegenstande seiner Erkenntnis auf den verlängerten Rücken klopfte und freudig ausrief: „Dat is ja min olle Voß!“

Also wurde der Nachtwächter Bürgermeister und die Frau Nachtwächter Bürgermeisterin, und alle feinen Strümpfe und





Stöckelschuhe hatten das Nachsehen. Aber es ist durchaus nicht wahr, wenn manche berichten, daß fortan Blond die große Mode der Damen in Janow geworden sei, in der Erwartung nämlich, daß am Ende eine neue und ähnliche Wahl gewisse Ausichten eröffnen möchte! Nichts von dem ist zu berichten. Denn eine andere Sorge nahm das Interesse der Stadt in Anspruch.

Es war damals üblich, daß der, der zum Bürgermeister gewählt war, doch seinen Beruf nach wie vor ausüben mußte. Und also geschah es auch in Janow. Der Nachtwächter blieb Nachtwächter, wiewohl er zugleich Bürgermeister war und sich alsbald Schwierigkeiten ergaben. Denn wer des Nachts wacht, der will am Tage schlafen und nicht eine Stadt regieren. Wenn aber der Stadtpolizist am Sonnabendvormittag auf dem Rathaus erschien, um irgendeinen armen Schelm von Bauern zur Aburteilung abzuliefern, der sich im Anschluß an den Markttag betrunken hatte, dann schlief der Herr Bürgermeister, und die Stadt kam um das Strafgeld und also um eine Einnahmequelle. Die Ratsherrensitzungen aber begannen fortan nicht mehr wie früher am Vormittag, sondern erst gegen Abend. Sie begannen auf dem Kirchturm wie üblich und endeten gegen Morgen im nächsten Wirtshause. Kein Wunder; denn der Herr Bürgermeister mußte alle Stunde einmal die Sitzung verlassen, um tutend seines Amtes zu walten, wobei ihm anfangs sämtliche Ratsherren halfen und allmählich die gesamte fröhliche Wirtshausrunde das Geleite gab. So wurden schließlich die hellen Sommernächte in Janow lauter und lebhafter als die Tage, und Janow konnte seine Ratsherren und seinen Bürgermeister fürderhin zu jeder Stunde zwischen 7 Uhr abends und 7 Uhr morgens sprechen, nur - am Tage nicht. Bis schließlich die hohe städtische Verwaltung auf den einzigen richtigen Gedanken kam und diesen in die Verfügung kleidete:

„Wir Bürgermeister und Rat der Stadt Janow verordnen hiermit, daß der Tag in Janow fortan um 7 Uhr abends beginnt und bis 7 Uhr morgens reicht. In der übrigen Zeit ist Nacht.“ -

\*

In dieser Zeit war es, daß den Herzog Bogislaw den Soudsowielken von Pommern gelüftete, seiner guten Stadt Janow einen Besuch abzustatten. Mit stattlichem Gefolge ritt er im hellen Sonnenschein von Köslin her über den Gollen und kam um die Mittagsstunde vor das - geschlossene Stadttor. Und wahrhaftig, er hätte umkehren müssen, wenn nicht rechts und links des Tores ein Stück der Mauer gefehlt hätte. Die Janower hatten nämlich seinerzeit die Mauer gar stattlich gebaut. Als sie aber zu den Toren kamen, fehlte es an Steinen. Da rissen sie Teile der Mauer rechts und links nieder und bauten aus den Steinen die beiden Tore zu Ende. Als sie dann aber die Lücken, die so entstanden waren, gewahrten, rissen sie die Tore wieder ab, und so immer umschichtig, ohne natürlich zum Ziel zu kommen. Jetzt waren gerade die Tore fertig, und der Herzog fand darum seinen Weg durch die Mauerlücken in die Stadt hinein.

Wie aber staunte er, als er in die Stadt kam. Die Sonne schien auf völlig leere Straßen und er pochte vergeblich an geschlossene Fensterläden und Türen. Keine Tür öffnete sich, und kein Vertreter der Stadt, kein Ratsherr, bot ihm, wie üblich, einen Willkommensgruß. Ja, mehr noch! Als er vor dem Rathaus hielt, hub gerade die Turmuhr an, mit langsam wuchtigen Schlägen die Mittagsstunde zu schlagen. Und siehe, aus dem Schatten der Linde davor erhob sich verschlafen eine Gestalt, setzte taumelnd das Horn an den Mund und saug hernach mit mißbilligender Stimme das uralte Mitternachts-

lied: „Hört, ihr Leut, und laßt euch sagen, die Glock hat 12 geschlagen . . .“

Da fuhr sich der Herzog mit der Hand über die Augen und über die Stirn und sprach zu seinen Begleitern: „Sind Wir verrückt oder ist es der da?“

Nun, auf eine solche fürstliche Frage gibt es natürlich nur eine Antwort oder gar keine, und, ohne viel zu sprechen, hub



darum einer der Herren vom Gefolge des Herzogs den blind in die Sonne blinzelnden Nachtwächter und Bürgermeister zu sich aufs Roß, worauf die Herren mit großem Hallo zum anderen Tor hinausritten.

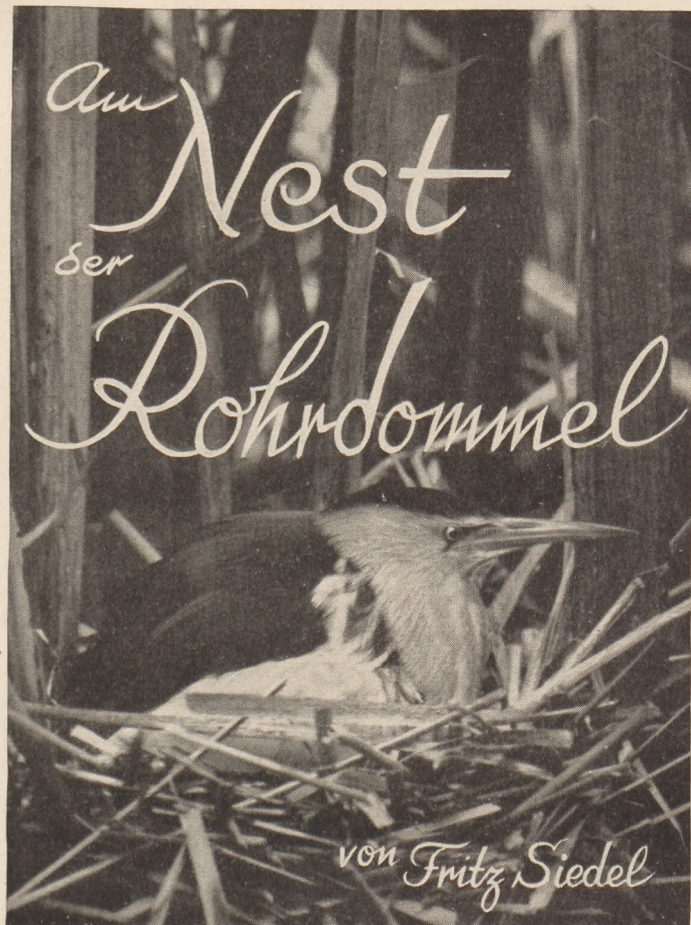
Drei Nächte suchten die Janower ihren Bürgermeister vergebens. Dann bekam die Meinung derer die Oberhand, die die Spuren der Pferdehufe im Sande gesehen und nun des Glaubens waren, ihr Bürgermeister sei vom Teufel geholt worden. Und dabei blieb es; denn der Bürgermeister war und blieb verschwunden. Manche behaupten, der Herzog von Pommern, Bogislaw der Soudsowielke, habe seit dieser Zeit einen Hofnarren gehabt, der ihm des Nachts, wenn er nicht schlafen konnte, die Zeit habe vertreiben müssen. Wie dem aber auch sei, soviel ist sicher, daß das Erlebnis von Janow des Herzogs landesväterliches Herz beschäftigte und der Erfolg davon nicht ausblieb.

Denn eines Tages erhielt einer seiner Reiter den Befehl, des Abends nach Janow zu reiten und daselbst 12 Uhr nachts auf dem Marktplatz ein Sendschreiben des Herzogs zu verlesen. Darin aber stand:

1. Der Herzog befehle seiner lieben Stadt Janow bei Androhung höchster Angnade, die Nacht fortan nicht mehr zum Tage zu machen, und
2. damit ihr Unfug nicht Nachahmung fände, sollte in allen seinen Landen fortan der Grundsatz gelten: ein Bürgermeister dürfe kein Nachtwächter sein!

Und dabei ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.





Schon seit vier Jahren suche ich das Nest der Rohrdommel. In jedem Frühjahr mühte ich mich wochenlang durch die wankenden Schilfwälder des verlandenden Sees im östlichen Pommern, um den geheimnisvollen Vogel, dessen Ruf weit über das Land hallt, zu finden. Unermüdllich verhörte ich das dumpf rufende Dommelmännchen, bis ich seinen Balzplatz genau kannte. Dann plantschte ich mühselig dorthin und hatte auch das Glück, den seltsamen Rufer dicht vor mir aufzublicken zu sehen. Aber das war auch alles. Immer größer wurden die Kreise, die ich suchend um den Aufenthaltsort der Dommel zog. Ich kam an den offenen Stellen im Schilf vorbei, wo noch eine kleine, grundlose Wasserfläche die hellen Wolkentürme am blauen Himmel spiegelt. Ich ging dort entlang, wo das Rohr nur im knöcheltiefen Wasser wächst und die Wedel des schönen Rippenfarnes alles überdecken. Ich watete im bis an den Leib reichenden Wasser über schwankenden und sich biegender Untergrund durch die dichtesten Schilfwälder, und auch das Sumpfgewirr von Riedgras, Kalmus, Schwertlilie, Froschlöffel und Hahnenfuß war mir nicht fremd. Ein besetztes Dommelnest fand ich nie, wohl aber an meinen bloßen Füßen dicke, vollgefogene Blutegel. Doch einmal muß ich das Nest finden!

Jetzt stehe ich wieder im Schilf und wische mir seufzend den Schweiß von der Stirn, den die flammende Junisonne aus allen Poren treibt. Soll ich auch das vierte Jahr umsonst gesucht haben? Gleich bin ich am Ende der ins offene Wasser vorstoßenden Rohrzungel. Da - es raschelt neben mir im trockenen Schilf, Flügel schlagen im knisternden Rohr, und mein dem Geräusch folgender Blick sieht in den wippenden Rohrspitzen einen langbeinigen, gelbschwarzen Reihervogel sitzen. Aus strehenden Augen starrt er mich an. Minutenlang wage ich

mich nicht zu rühren, als ich aber mein immer tiefer einsinkendes rechtes Bein aus dem brodelnden Sumpf ziehe, lüftet er die Schwingen und fliegt davon. In der größten Rohrwildnis fällt er ein. Das war eine Zwergrohrdommel! Und - welche Freude für mich - zwei Meter neben mir ist ihr Nest. Von dicken Schilfstengeln säulenartig umgeben, ruht es eine gute Hand hoch über dem Wasserspiegel. Aus trockenen, weichen Schilfblättern ist die Nestmulde gefügt, sechs schneeweiße Eier liegen darin. In ihrer Größe gleichen sie Taubeneiern.

Beglückt schaue ich das Nest an. Nach vierjährigem Suchen das erste Dommelnest gefunden! Wenn es auch nicht die gewünschte Große Rohrdommel ist - ich bin auch hiermit mehr als zufrieden. Ein alter Wunschtraum ist mir damit in Erfüllung gegangen. Aber zum Staunen ist nicht lange Zeit. Es ist schon fast Mitte Juni und die jungen Dommeln werden bald die Eischalen sprengen. Will ich noch Bilder des brütenden Vogels erhalten, muß ich sofort mit meiner Arbeit beginnen!

Zu Hause wähle ich mir aus der Reihe der zu diesem Zweck schon im Winter fertiggestellten Beobachtungshütten eine besonders geeignete aus. Umgehend wird sie zum See befördert und in der Nähe des Nestes im dichten Rohr aufgestellt. Am folgenden Tage gehe ich wieder hin, um die Hütte, an deren Anblick sich der Vogel inzwischen gewöhnt hat, etwas näher an das Nest zu rücken. Möglichst leise plumpfe ich durch den schwankenden Morast meinem Ziele zu. Nun kann ich das Nest durch eine Schilflücke erkennen - und bleibe erstaunt stehen. Nur die hellen Eier leuchten mir entgegen, von der Dommel war nichts zu sehen. Sollte sie das Gelege verlassen haben? Ich gehe näher heran. Da sehe ich an zwei Eiern Schmuckflecke von aufgetrocknetem Schlamm, die gestern noch nicht daran waren. Erleichtert atme ich auf. Also war die Dommel doch da und hat sich bei meiner Annäherung nur leise davongestohlen.

Nach einigen Tagen ist die Hütte in aufnahmegerechter Entfernung. Meine Beobachtungen können beginnen!

Es ist etwas nach sieben Uhr, als ich richtig in der Hütte sitze und die Telekamera aufgebaut habe. Durch einen Schlitze im Hüttdach werfe ich noch einen besorgten Blick nach dem leicht umwölkten Morgenhimmel und dann schaue ich mit leisem Anbehagen auf den Boden meiner Behausung. Trotzdem ich einige Pfähle unter den dicken Bretterboden legte, ist die Hütte noch so tief in den Morast eingesunken, das mir das Wasser bis an die Knöchel steht. Auch einige Blutegel schlängeln sich schon vergnügt um meine Füße. Doch diese kleinen Unannehmlichkeiten nehme ich gerne mit in Kauf!

Jetzt bricht und knistert es im Rohr; mein Begleiter geht davon. Ich sitze vollkommen reglos und starre durch eine kleine Öffnung in der Wand nach dem vor mir liegenden Nest. Wie lange wird es dauern, bis die Dommel kommt? Da - ein leises Geräusch im dichten Rohr. Vorsichtig drehe ich den Kopf, um seinen Urheber zu erkennen. Es wird wohl einer der frechen Rohrfänger sein, die sich durch meinen Helfer, der nun gerade am Ufer angelangt ist, kaum stören lassen. Zu meinem maßlosen Erstaunen kann ich jedoch die Rohrdommel als den Geräuschmacher erkennen! Mit unglaublicher Gewandtheit turmt sie im Halmenwald heran. Jetzt sticht ihr scharfer Dolchschabel aus der dichten Rohrwand hervor, noch ein Schritt - und sie steht auf dem Nest. Sogleich knickt sie in den Ferse ein und sinkt schüttelnd über die Eier. Mit eingezogenem Hals, rund wie ein Pfannkuchen, brütet sie. Ein leichter Wind raschelt ununterbrochen im Rohr, knackend springen von der Sonnenwärme die Hüllen der Halme. Zwischen diesen Geräuschen ist das Abfließen des Kameraverschlusses kaum zu hören; der brütende Vogel achtet nicht im geringsten darauf.



Als einige Aufnahmen auf den Film gebannt sind, habe ich Muße, mir die Dommel genauer anzusehen. Und wieder muß ich staunen. Der vor mir sitzende Vogel hat einen schwarzen Rücken und eine gelbrötliche Unterseite. Es ist also das Männchen, was um so verwunderlicher ist, als sein Vetter, das Männchen der Großen Rohrdommel, sich nach den bisherigen Forschungen nie am Nest sehen läßt. Von diesen schwerwiegenden Gedanken ist der Dommelhahn vollkommen unbeschwert. Munter und unbesorgt brütet er, leise atmend hebt und senkt sich sein Rücken, über den huschende Sonnenstreifen spielend hinzittern.

Im Weidengebüsch nebenan singt die Goldammer, der Droselrohrläufer knarrt im rauschenden Rohr, der Teichrohrläufer läßt sich hören und das Knurren der Wasserrallen klingt aus dem dichtesten Schilfgewirr. In den großen Buchen am Ufer schlägt der Fink, ein Bussard miaut und zwei verliebte Kuckucke jagen sich kichernd und rufend in der riesigen Pappel. Das alles läßt den brütenden Dommelhahn völlig kalt. Als aber eine Amsel warnend tixt und zetert, richtet er den Schnabel in Pfahlstellung steil nach oben. In dieser Stellung ist der Vogel kaum zu erkennen und darum nimmt er sie ja auch ein. Bald verstummt die Amsel, der Speerschnabel vor mir sinkt wieder in die Waagerechte herunter. Urpötzlich wird er wieder hochgerissen, die stehenden Augen starren nach oben: eine Rohrweihe fliegt über das Nest hin. Schnell wie er auftauchte, ist der Raubvogel vorüber, und die Dommel kann den Kopf herunternehmen.

Nun herrscht eine Zeit Ruhe. Ist es da verwunderlich, wenn dem Vogel die Lider zufallen? Aber der Schlaf ist nur leicht.



Rohrdommel mit ihren Jungen



Junge Rohrdommel im Schilf *Aufnahmen: Siedel*

Denn auf einmal reckt sich der Hals lang aus dem Gefieder und der scharfe Schnabel stößt drohend vor. Da sehe ich auch schon die Ursache des Unwillens: Ein kleines Bleßhühnchen schwamm zu dicht am Dommelnest vorbei und rudert jetzt erschrocken davon. Nun, der Schlaf ist sowieso gestört und eine Stunde hat der Dommelhahn auch schon gebrütet. Darum steht er auf und stochert mit dem gefährlich spitzen Schnabel zwischen den Eiern herum, um sie zu wenden. Danach wird weiter gebrütet, aber der Schlaf ist vergangen. Mit scharfen Blicken wird das Nest gemustert. Es könnte besser sein! Deshalb wird rings im Schilf nach geeignetem Baumaterial Ausschau gehalten. Jetzt hat er ein schönes, trockenes Schilfblatt erspäht. Der Schnabel langt zu, um es zum Nest heranzuziehen, doch das Blatt ist noch zu fest am Halm und läßt sich nicht abreißen. Mit einem andern Blatt hat der Dommelhahn dasselbe Ergebnis. Da steht er auf, stelzt im Rohr entlang und sucht hier Baumaterial. Schon nach zwei Meter Weges hat er einen schönen Halm gefunden, mit dem er stolz zurückkommt. Liebevoll wird er am Nestrande aufgestellt, auch ein Schilfblatt findet sich noch, um in die Nestmulde eingefügt zu werden. Nachdem er sich nun kräftig den Kopf gekrätzt hat, um einen Plagegeist zu vertreiben, sinkt er wieder schüttelnd über die Eier.

Eine lange Zeit vergeht ohne das sich etwas Besonderes ereignet. Auf einmal höre ich neben meiner Hütte ein leises Tixen, im selben Augenblick reckt der Dommelhahn seinen Hals lang und dick aus dem Gefieder und öffnet drohend den Schnabel. Angestrengt luge ich aus dem Sichtschlitze meiner Hütte



und sehe nun ganz dicht vor mir eine zierliche Wasserralle vorbei trippeln. Ohne sich um die wütende Dommel zu kümmern, stochert der schöne Vogel mit seinem langen rotglühenden Schnabel im Wasser herum. Seine langen Beine tragen ihn hurtig über die geknickten Halme und geschickt wie ein Wiesel taucht er im Rohrwald unter. Diese Begegnung ist mir eine besondere Überraschung, denn obgleich die Wasserralle im Sumpffsee durchaus nicht so selten ist, gibt es nur verschwindend wenig Jäger und Naturfreunde, die diesen heimlichen Vogel einmal in Freiheit sahen.

Nun sitze ich schon drei Stunden am Dommelnest. Die Sonne hat sich endgültig hinter grauen Wolken verkrochen, und da ich meinen Helfer angewiesen hatte, mich in diesem Falle abzuholen, weiß ich, was das sich jetzt nähernde Plantschen und Knacken bedeutet. Als es immer lauter wird, steht die Dommel schnell auf und verschwindet lautlos im Rohr, während ich mit steifen Gliedern meiner engen Behausung entsteige.

\*

Mit großen Erwartungen gehe ich drei Tage später erneut zum Nest. Werde ich heute das Dommelweibchen zu sehen bekommen?

Wir sind schon dicht am Nest - doch von den hellen Eiern kann ich immer noch nichts sehen. Plötzlich ist es mir, als ob ich ein Dexterbild gefunden hätte. Die Dommelmutter sitzt mit steil aufgerecktem Schnabel unbeweglich im Nest und gleicht in dieser Haltung so täuschend ihrer Umgebung, daß mein Begleiter sie immer noch nicht erkennen kann. Auch als wir auf wenige Meter heran sind und der Vogel nun blitzschnell aufsteht und im Rohr untertaucht, hat er nichts von ihr bemerkt.

Jetzt sehen wir auch den Grund ihres langen Ausharrens: Vier braunrötlich besäumte Junge liegen im Nest!

Schnell bin ich eingebaut, dann geht mein Begleiter davon. Schon nach zwei Minuten kommt die Dommelmutter wieder und deckt fürsorglich die Kleinen. Eben denke ich darüber nach, daß sie sich vom Hahn nicht nur durch den braun gestreiften Rücken und Hals unterscheidet, sondern auch kleiner ist, als mich ein leises Rascheln im Rohr aufmerken läßt. Der Dommelhahn! Vorsichtig schleicht er heran, um nun neben dem brütenden Weibchen Platz zu nehmen. Das will sich jedoch noch nicht ablösen lassen und deshalb pirscht sich der Dommelvater wieder von dannen.

Die Dommelhenne scheint sehr ängstlich zu sein. Mit leicht nach oben geneigtem Schnabel sitzt sie unbeweglich auf dem Nest. In dieser Haltung scheint sie nicht zu ermüden, sie zeigt keine andere Bewegung, als die der Augenlider. Auch wenn eins ihrer Kinder seinen stacheligen Rotkopf leise schirpend unter dem deckenden Flügel herauschiebt, rührt sie sich kaum. So ist fast eine Stunde vergangen. Da sträuben sich die Kopffedern des brütenden Vogels und er öffnet abwehrend den Schnabel. Gespannt schaue ich hin. Was kommt nun? Jetzt schiebt sich mit ebenso gesträubten Kopffedern der Dommelvater aus dem Rohrgestrüpp und stelzt auf das Nest. Nun will er brüten! Die Henne bleibt jedoch sitzen und scheint zum Fortgehen keine Lust zu haben. Deshalb versucht der Dommelvater, sie mit seinen langen Beinen seitlich vom Nest zu schieben und als das nicht recht gelingt, sticht er ihr mit dem Schnabel in den Rücken. Jetzt erst steht sie auf, das Nest verläßt sie aber noch nicht gleich. Noch mehrere Minuten stehen die beiden Vögel über ihren unbeholfenen Kindern, ehe sie im Schilf verschwindet und er sein Federkleid zufrieden über die Jungen breitet. Erstaunlich ist der Unterschied im Wesen der beiden Vögel. Der Dommelvater ist nicht so langweilig und ängstlich, bei ihm herrscht Leben und Bewegung! Zuerst langt

er einige Schilfstückchen aus der Umgebung heran und baut sie im Nestrand ein. Dann steht er auf! Die Wichtigkeit, mit der er diese Handlung vornimmt, bereitet mich schon auf etwas Besonderes vor. Auch die Jungen haben etwas bemerkt. Angeschickt drängen sie sich unter dem auf das Nest zeigenden Schnabel des Alten herum und fassen mit ihren kleinen Schnäbeln nach dem ihres Vaters, um wie wild daran herumzuknabern. Nun sträuben sich die Kopffedern des Altvogels; der Schnabel öffnet sich leicht und ein halbfingerlanger Plöz schiebt sich in seiner Kehle hoch und im Schnabel abwärts. Darauf haben die Dommelnester gewartet! Sie ziehen den Fisch schnellstens aus der seltsamen Vorratskammer des Vaters heraus, dann verschlingt eins den Fisch, der ebenso lang ist, wie die ganze Jungdommel. Natürlich geht das nicht so schnell, aber die andern brauchen deswegen nicht zuzusehen. Schon öffnet sich der Schnabel des fürsorglichen Vaters erneut und das nächste Junge nimmt eine Schnecke entgegen, um sie mit Leichtigkeit zu verschlucken. Ein Plöz und eine weitere Schnecke wird noch hervorgewürgt - dann hat jedes einen Bissen bekommen und die Kleinen kriechen satt und zufrieden in den Schutz des väterlichen Federkleides zurück.

Ruhig sitzt der Dommelhahn nun wieder über den Jungen, doch sein stechender Blick geht aufmerksam in die Runde. Als sich eine dicke Fliege auf den Nestrand setzt, schaut er sie einen Augenblick verwundert ob solcher Frechheit an. Dann zuckt sein Dolchschnabel schattengleich zu, schluckt leicht - und der Brummer ist sicher verstaubt. Jetzt starrt er wie gebannt ins trübe Wasser neben dem Nest. Langsam reckt sich sein Kopf immer weiter heraus, um plötzlich ins aufspritzende Wasser zu stoßen. Diesmal windet sich ein feister Blutegel zwischen den Schnabelspitzen. Er wird jedoch nicht gleich verschluckt. Die Dommel steht auf und verschwindet, den zappelnden Egel im Schnabel, mit langen Schritten im Rohr. Wahrscheinlich hat sie ihn dort verschluckt; als sie wiederkommt, hat sie einen Rohrhalm im Schnabel, den sie ins Nest einbaut, um dann weiter die Jungen zu bedecken.

Wieder sind fast zwei Stunden vergangen, als der Dommelhahn die Kopffedern sträubt, leise Töne ausstößt und mit dem Schnabel wild im Nestrand herumstochert. Ich brauche nicht lange auf die Erklärung dieses seltsamen Tuns zu warten. Schon sehe ich eine Bewegung zwischen den Rohrhalmern und kann gleich darauf die Dommelmutter erkennen. Sie naht zur Ablösung! Diesmal geht sie schnell und lautlos vor sich. Als sie den Nestrand betritt, steht der Hahn auf und taucht in der Schilfwirnis unter.

Auch die Dommelmutter deckt erst einige Minuten die Jungen, ehe sie sich erhebt und in derselben Art wie der Hahn zu füttern beginnt. Sie würgt allerdings nur Fische heraus, von denen meistens zwei zusammenleben und die deshalb von den Jungen nur mit einiger Mühe verschluckt werden können. Danach züngelt sie mit ihrer langen Zunge rechts und links aus dem Schnabel heraus. Das sieht ganz eigenartig aus und erinnert an einen Hund, der sich nach der Mahlzeit das Maul ableckt.

\*

Graue Wolken hängen in den nächsten Tagen schwer am dunklen Himmel, der kalt rieselnde Regen macht ein Beziehen der Beobachtungshütte unmöglich. Als wieder die Sonne scheint, sind die Jungen schon eine Woche alt. Nun achten sie bereits vielmehr auf ihre Umwelt. Bei meiner Annäherung kriechen zwei von ihnen ins Rohr und auch die beiden Nesthäkchen hätten gleichfalls das Nest verlassen, wenn ich näher herangegangen wäre. Um sie nicht zu ängstigen, baue ich mich möglichst geräuschlos ein. Bald danach turnen die beiden Aus-



reifer wieder heran und kuscheln sich an ihre schlafenden Geschwister. Eine halbe Stunde ruhen sie ungestört. Dann kommt der unermüdete Dommelvater mit langen Schritten auf das Nest gestelzt. Mit klaffenden Schnäbeln stürzen ihm seine hungrigen Kinder entgegen und veranlassen ihn zum sofortigen Füttern. Er würgt fast ausschließlich Plöße heraus, die nun allerdings etwas größer sind als das erstemal. Es zeigt sich jetzt immer deutlicher, das er nur dann etwas von sich gibt, wenn ihn die Jungen durch befnabbern des Schnabels dazu anregen. Bevor er einen Fisch ausspeit, sträubt er jedesmal die Kopffedern. Meistens rutscht die Nahrung dann gleich in den Schnabel der Jungen, die ja in seinen Schnabel hineingreifen und jeden in der Kehle erscheinenden Fisch sofort in Empfang nehmen. Bei der Schnelligkeit, mit der die Dommelnkinder schlängen, ist die Mahlzeit bald beendet.

Fünf Stunden sitze ich nun im Versteck, die Sonne hat ihren höchsten Stand erreicht. Zweimal noch kam das Dommelmännchen auf das Nest, um zu füttern, sich zu putzen und wieder fischen zu gehen.

Jetzt ist es abermals auf dem Nest angekommen, und nun ereignet sich eine merkwürdige und lustig anzuschauende Sache. Wieder zerren die Jungen am Schnabel des Alten. Da würgt er mühselig einen gut fingerlangen Hecht heraus, platschend fällt er auf den Nestrand. Verdutzt sitzen die Kleinen um diesen für sie gewaltig großen Fisch herum und wissen nicht, was sie damit beginnen sollen. Nach meiner Ansicht kann er unmöglich von einer der kleinen Dommeln verschlungen werden. Der Dommelvater scheint anderer Meinung zu sein. Mehrere Male zeigt er mit der Schnabelspitze ermunternd auf das Ungetüm - aber die Kleinen sitzen immer noch gleich ratlos davor. Mehr kann er nicht für sie tun, ein Zerstückeln des Fisches ist ihm unmöglich und als guter Hausvater hat er die Pflicht, nichts unkommen zu lassen. Deshalb ergreift er den Fisch wieder und schluckt ihn erneut selbst herunter. Auch ihm bereitet das erhebliche Mühe, er muß lange drücken und kräftig schlängen und hat danach doch noch einen langen Hals, der sich gar nicht mehr in die übliche Form zusammenlegen lassen will.

Die Jungen haben natürlich noch Hunger, denn vom Ansehen des Hechtes sind sie nicht satt geworden. Darum ziehen sie wieder knabbernd am Schnabel des Vaters, worauf der Hecht erneut an das Tageslicht kommt, einige Minuten zur gefälligen Bedienung auf dem Nestrand liegt und dann wieder vom Dommelvater verschlungen wird.

Viermal wiederholt sich dies. Und dann geschieht das Unglaubliche: Die größte der Jungdommeln hat weit in den Schnabel des Alten hineingelangt, bekommt den Hecht in den Schlund gewürgt und sitzt nun schwer atmend auf dem Nestrand. Ein Drittel des Fisches schaut noch aus ihrem weit offenen Schnabel heraus. Als sie sich eine Zeit verschnauft hat, beginnt sie abermals zu drücken und zu schlängen und jetzt verschwindet der Hechtswanz langsam in ihrer Kehle. Sie hat ihn doch herunterbekommen! Uffig genug sieht sie nun allerdings aus. Ihr Hals ist bis zum äußersten gereckt und gleicht einer dicken Wurst. In der üblichen Weise zusammenlegen kann sie ihn selbstverständlich nicht mehr, mit hochgerecktem Kopf sitzt sie ungeschickt auf dem Nest. Für ihre Geschwister kommen jetzt aus der Vorratskammer des Vaters noch einige Schnecken und kleinere Plöße zum Vorschein.

\*

Als die Jungen vierzehn Tage alt sind, hat sich ihr Verhalten schon wesentlich geändert. Bei meiner Ankunft finde ich das Nest leer und kann auch bei schärfstem Umschauen keine der Jungdommeln entdecken. Trotzdem krieche ich in meine

Beobachtungshütte und harre der Dinge, die da kommen sollen. Erst nach langer Zeit höre ich ein leises Knacken im wirren Schilf und sehe dann zwei Jungdommeln herankommen. Zögernd und außerordentlich empfindlich gegen jedes Geräusch nahen sie sich dem Nest, um da schließlich einzuschlafen. Ihre beiden Geschwister bleiben unsichtbar.

Plötzlich sehe ich, wie der Dommelvater zum Füttern anmarschiert. Meiner Schätzung nach müssen jetzt auch die beiden andern Dommelnkinder auf das Nest kommen. Richtig! Da stürzen sie schon heran, um ja nicht bei der ihnen winkenden Mahlzeit zu fehlen. Mit offenen Schnäbeln und wilden Zugriffen empfangen sie ihren Vater, der sofort die im Kropfe mitgebrachten Fische herauswürgt. Nun erhebt sich ein unbändiger Tumult, ich erkenne nur schlagende Flügel, klaffende Schnäbel und gierende Kehlen, kann aber nicht mehr sagen, zu welchem Vogel die einzelnen Gliedmaßen gehören. So rasch wie dieser Sturm aufbrauste, ebbt er auch wieder ab, als die Fütterung beendet ist.

Der Dommelhahn geht gleich danach auf Fischjagd. Denn er sorgt jetzt ausschließlich für die Jungen, das Weibchen läßt sich schon lange nicht mehr auf dem Nest sehen.

Die Kleinen sind nun satt und vom vielen herumklettern müde. Sie kuscheln sich auf einen Haufen, das Raumen und flüstern des Windes im Schilf, das Knarren der Rohrblätter lullt sie in den Schlaf.

Bald erwachen sie jedoch wieder. Dem einen scheint die Sonne auf den Kopf, es öffnet den Schnabel und beginnt mit fliegender Kehle zu hecheln. Ein anderes steht aufrecht mit seinen langen grünen Beinen auf dem Nestrande und knappert mit dem Schnabel in den schwarz spritzenden Federn herum. Ein drittes starrt mit den sich schon grün umringenden Augen nach einer Fliege, die vor ihm im Rohr sitzt. Mit geradezu verblüffender, ererbter Sicherheit stößt sein klobiger Spitzschnabel plötzlich zu und verschlingt das Insekt. Mittlerweile sind sie vollends munter geworden. Ihr Unternehmungsgeist regt sich erneut - nacheinander turnen sie ins Rohr. Als zukünftige Kletterkünstler ist es ihnen schon Lebensbedürfnis, an den Schilfstengeln auf und ab zu krazeln. Dabei machen sie bereits sehr geschickt auf allerlei Getier Jagd. Sie pirschen sich bis in die Spitzen der Halme, um eine Fliege zu ergattern und sie schauen angeregt ins moorige Wasser, um da eine Larve herauszufischen.

Anverhofft kommen sie dann mit ungeahnter Schnelligkeit gelaufen, um den futterbringenden Vater mit wogenden Hälsen zu begrüßen. Wie üblich schlafen sie darauf ein. Da es schon Mittag ist, krieche ich leise aus meiner Hütte. Eben schliefen die jungen Dommeln noch - jetzt ist nichts von ihnen zu sehen. Erst nach langem und eingehendem Herumblicken entdeckte ich eine und gehe heran, um sie im Bilde festzuhalten. Sie steht reglos in Pfahlstellung auf einem umgeknickten Schilfhalme; als ich näher heran komme, würgt sie nach Reiherart erst einige Bissen aus und flüchtet dann erneut. Das hilft ihr nichts, denn mit meinen erheblich längeren Beinen habe ich sie natürlich bald eingeholt und mache schnell eine Aufnahme.

Damit habe ich die Jungdommeln das letztemal gesehen. Wohl saß ich einige Tage darauf noch in meinem Versteck - aber sie kamen nun nicht mehr auf das Nest. Allerdings sah ich den Dommelvater noch in der Nähe seiner alten Wohnung vorbeistellen und hörte auch, wie er in einem leisen und tiefen Ton die Jungen heranzulocken versuchte, ohne daß sie seiner Aufforderung Folge leisteten. Wahrscheinlich trieben sie sich schon weit verstreut im Rohr herum, und er fütterte sie wohl da, wo er ihnen begegnete. Außerdem waren sie schon selbst tüchtige Jäger, die den Lebenskampf allein bestehen konnten.



# KULTURLEBEN IN POMMERN

## Das Hilfswerk für deutsche bildende Kunst stellt aus

Das von Dr. Goebbels zur Förderung junger deutscher Künstler gegründete „Hilfswerk für deutsche bildende Kunst“, dessen organisatorische Leitung die NSD. übernommen hat, führt vom 28. August bis zum 26. September im Museum der Stadt Stettin eine Ausstellung durch. Sie zeigt wertvolle Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen, Graphiken und Kleinplastiken notleidender oder unbekannter deutscher Künstler, die mit ihren volknahen Schöpfungen den Forderungen des Nationalsozialismus an die Kunst entsprechen.

Der Sinn dieses Hilfswerks ist: die Künstler zur Leistungssteigerung zu erziehen. Es ist keineswegs ein Auffangbecken für minderwertige Ware, für die anderwärts kein Absatz gegeben ist, sondern es trifft vielmehr eine strenge Auslese nach dem Gesichtspunkt der Qualität. Und weiterhin ist dieses neue Hilfswerk nicht Ausdruck der Schwäche und eines lähmenden Notstandes, sondern ein Beweis der Stärke und ein Zeugnis der Gemeinschaftsgesinnung. Jeder ausstellende Künstler, aus Pommern werden etwa 50 vertreten sein, darf es sich zur Ehre anrechnen, wenn er auf diesen Ausstellungen mit seinen Werken zugelassen wird.

Es wäre zu wünschen, daß der Ausstellung ein möglichst zahlreicher Besuch zuteil würde, denn hier wird die Wandlung im künstlerischen Schaffen unseres Volkes jedem Beschauer offenbar werden. Darüber hinaus aber möchten wir hoffen, daß auch der Kauf der ausgestellten Kunstwerke allen Erwartungen entspricht.

## Stadttheater Stettin

Am Sonntag, dem 5. September 1937, eröffnet das Stadttheater Stettin die neue Spielzeit mit Richard Strauß' Oper „Der Rosenkavalier“ in der Inszenierung von Intendant Dr. Storz und mit Musikdirektor Mannebeck als Dirigent. Da gerade das Opernensemble durch Zuzug neuer Kräfte bedeutend gewonnen hat, dürfte bereits die Eröffnungsvorstellung ein voller Erfolg werden. Als weitere Oper gelangt am 17. September Verdis „Ein Maskenball“ zur Aufführung.

Das Schauspiel beginnt am 7. September mit Shakespeares großem Römerdrama „Julius Cäsar“. Zum ersten Male konnte hier die Übertragung von Walter Fosten zur Wiedergabe, die sich in sprachlicher Hinsicht vorteilhaft von der bisher gespielten Schlegel-Tieck'schen Übersetzung der Shakespearschen Werke abhebt. Auch dieser Aufführung sehen wir mit Interesse entgegen. Als zweite Schauspiel-Neuinszenierung ist Fritz Peter Buchs „Vertrag um Karakat“ für den 23. September vorgesehen.

Die Operette bringt am 9. September als erste Neueinstudierung, den Wünschen vieler Theaterbesucher entsprechend, Johann Strauß' bekanntes und gerade in Stettin so beliebtes Meisterwerk „Wiener Blut“. Außerdem wird mit dem 26. September Millöckers „Gasparone“ wieder in den Spielplan aufgenommen werden.

Es soll besonders hervorgehoben werden, daß die Arbeitsmöglichkeiten der Stettiner Bühne, dank des Entgegenkommens der Stadtverwaltung, weiter verbessert worden sind. Dazu werden einmal die



Jamunder beim Frühstück in der Küche. Ein Bild aus dem in diesen Wochen gedrehten Ostpommern-Film

Aufn.: Thiede



# Stadttheater Stettin

Intendant: Dr. Walter Storz

Eröffnungsvorstellungen:

**Der Rosenkavalier** Oper von Richard Strauß  
Sonntag, 5. September, 19 Uhr

**Julius Cäsar** Schauspiel von W. Shakespeare  
Dienstag, 7. September, 20.15 Uhr

**Wiener Blut** Operette von Johann Strauß  
Donnerstag, 9. September, 20.15 Uhr

Benutzt den Vorverkauf, Theaterkasse 10—14 Uhr  
In der Platzmiete bis zu 30 Prozent Ermäßigung

lebens im westlichen Teile Pommerns auferlegt. In der Oper werden folgende Werke aufgeführt werden: Wagner: „Tannhäuser“, „Die Meistersinger“; Mozart: „Così fan tutte“; Lortzing: „Andine“; Strauß: „Der Rosenkavalier“; Egl: „Die Zauberflöte“; Verdi: „Othello“; Mascagni: „Cavalleria rusticana“; Leoncavallo: „Pagazzo“; Adam: „Wenn ich König wär“; Smetana: „Die verkaufte Braut“; Thomas: „Mignon“. In der Operette sind Strauß: „Die Fledermaus“, „Tausend und eine Nacht“; Millöcker: „Gasparone“; Suppé: „Bocaccio“; Heuberger: „Der Opernball“; Lehár: „Der Graf von Luxemburg“, „Paganini“; Künneke: „Zauberin Lola“; Dostal: „Extrablätter“; Czajane: „Geheimnis einer Nacht“; Vetterling: „Liebe in der Lerchengasse“ vorgesehen. Das Schauspiel wird die besondere Aufgabe des Stralsunder Theaters als Grenzlandtheater durch die Aufführung einer Reihe von Werken, die den nordischen Menschen gestalten, betonen. Wir finden hier Otto Erler: „Thors Gast“ (als Eröffnungsvorstellung am 10. September); Shakespeare: „Hamlet“; Forster: „Alle gegen Einen, Einer für Alle“; König: „Gevatter Tod“; v. Trotha: „Engelbrecht“; Jhsen: „Der Volksfeind“; Hamsun: „Munden Vendt“; Schwenzen: „Jan und die Schwindlerin“. Ferner - Goethe: „Götz von Berlichingen“; Schiller: „Maria Stuart“; Hauptmann: „Elga“; Dreyer: „Kriegsgericht“ (Aufführung); Cremers: „Richelieu“. Und dann - Gobsch: „Herr Varnhufen liquidiert“; Bratt: „Rattun und Seide“; Huth: „Die vier Gefellen“; Graff: „Die Primanerin“; Jvers: „Spiel an Bord“; Möller und Lorenz: „Eine Frau wie Jutta“; Käutner: „Ein Auto geht in See“; Klucke: „Eine Frau, die denkt“. - Sinfonie- und Chorkonzerte unter Mitwirkung hervorragender Solisten werden der Pflege des Musiklebens gerecht werden. Besonders zu begrüßen ist die neue Einrichtung des Volksanrechts, das auch den wirtschaftlich Schwächsten den regelmäßigen Theaterbesuch ermöglicht. 13.

Erweiterungsbauten im Theater selbst beitragen, zum anderen die Zurverfügungstellung des ersten Stockwerks des Marienstifts-Gymnasiums, wodurch neue Probemöglichkeiten geschaffen wurden. Diese Momente werden nicht unbeträchtlich eine qualitative Steigerung der Aufführungen fördern.

## Stadttheater Stralsund

Das Stralsunder Stadttheater, das auch in der Spielzeit 1937/38 wieder unter der Leitung des Intendanten Müller-Mulka steht, hat seinen nunmehr acht Monate umfassenden Spielplan mit dem künstlerischen Verantwortungsbewußtsein ausgewählt, das ihm seine Verpflichtung als maßgebender Mittelpunkt des Theater- und Kultur-



# Bund Deutscher Osten

## Nochmals zum deutsch-polnischen Verhältnis:

Als wir in der letzten Ausgabe des „Vollwerk“ unter Zitierung einiger typischer polnischer Pressestimmen zum deutsch-polnischen Verhältnis Ausführungen machten und dabei an den Ablauf der Genfer Konvention anknüpften, stellten wir u. a. fest: Es muß sich in Zukunft beweisen, daß über alle naturgegebenen Gegensätze zweier Nachbarvölker hinaus die Bereitschaft zur Verständigung, zum Frieden und zur Achtung vor dem fremden Volkstum, vor seinem wirtschaftlichen und kulturellen Besitz groß genug ist, um ohne die Appellationsmittel der zu Ende gegangenen Konvention miteinander auszukommen. Von der Handhabung der Minderheitenpolitik, die der polnische Staat in Zukunft in Oberschlesien zu treiben gedenkt, werden die deutsch-polnischen Beziehungen, die erst in jüngster Zeit von berufenster außenpolitischer Stelle in Warschau als gut und zufriedenstellend bezeichnet wurden, wesentlich abhängen.

Inzwischen ist ein weiterer Monat ins Land gegangen. Wir können zu unserem außerordentlichen Bedauern auch nur eine entfernte, andeutungsmäßige Erfüllung unserer Hoffnungen zum deutsch-polnischen Verhältnis hinsichtlich der polnischen Minderheitenpolitik nicht feststellen! Im Gegenteil: nach dem Ablauf der Genfer Konvention Mitte Juli sind mit bemerkenswerter Aberstürztheit im polnischen und im ostoberschlesischen Sejm eine Reihe von absolut deutschfeindlichen Maßnahmen beschlossen worden. Es ist immerhin bemerkenswert, wenn entgegen den Warnungen aus den eigenen Reihen die polnischen Regierungsinstanzen in Warschau oder doch zumindest ihre sattsam bekannter Exponent im Grenzland, der Wojwode Gracziński in Ostoberschlesien, Maßnahmen durchführen, die allem anderen eher als dem Frieden und dem Recht

der deutschen Minderheiten in Polen dienen. Man hat u. a. gegen den Gebrauch der deutschen Sprache im Gerichtswesen jener Grenzbezirke, die tatsächlich in starkem Maße von Deutschen bewohnt sind, Sturm gelaufen und die in Ostoberschlesien führende deutsche evangelische Kirche der brutalen Herrschaft des Wojwoden und seiner Starosten unterstellt und ihr gegen alles wahre und menschlich verständliche Recht eine Verfassung von ausgesprochen polonisierender Tendenz gegeben.

Es mag immerhin auf die noch zu objektivem Denken fähige polnische Öffentlichkeit aufrüttelnd wirken, wenn ein so bekannter Politiker wie Professor Studnicki einmal offen die Dummheiten der polnischen Minderheiten-Politik vor den eigenen Landsleuten beleuchtet, und ihnen dabei ins Gewissen redet: „Eine Minderheit, die im Grenzstreifen einem starken Nachbarn gegenüberlebt, zu welchem diese Minderheit völkisch gehört, kann ein Faktor der Irredenta sein, sie kann aber auch viel zur politischen Annäherung beider Länder beitragen.“ Professor Studnicki erinnert zur klaren Beweisführung sehr deutlich an den Fehlschlag der brutalen Russifizierungspolitik, die der damalige Zar Alexander III. gegenüber den deutschen Balten betrieb und an die polnischen Erfahrungen mit dem Aufdrängen der Staatsprache in Schule und Ämtern in der Zeit, als Polen kein selbständiger Staat war. Er sagt dann unter Bezugnahme auf die heutige Lage in Oberschlesien weiter: „Aber wir müssen befürchten, daß Wojde Gracziński in Oberschlesien nunmehr (nach dem Ablauf der wichtigsten Bestimmungen der Genfer Konvention) eine noch freiere Hand für seine, böses Blut weckende Politik haben wird.“



Der offenerzig polnische Politiker, der leider Gottes in der polnischen Presse mit seiner vernünftigen Anschauung von Minderheiten-Politik ein weißer Rabe ist, schließt mit der bezeichnenden, resignierenden Feststellung: „Polen erfasst ebensowenig den Zusammenhang der Innen- mit der Außenpolitik, es lenkt vielmehr die Außenpolitik nach dem Gutdünken einzelner in den Grenzwoiwodschaften amtierender Woiwoden. Uns droht ein Minderheitenblock und die Ablenkung der außenpolitischen Linie, die von Pilsudski gezeichnet worden ist, sofern nicht ein politisches Erwachen Polens eintritt.“

Wir haben dieser Feststellung des polnischen Politikers von unserem deutschen Standpunkt aus nichts hinzuzufügen. Wir beziehen uns aber in der Anknüpfung an unsere Eingangsbemerkungen auf jene grundlegende Rede, die Reichsinnenminister Dr. Frick auf der Zwanzig-Jahr-Feier des Deutschen Auslandsinstituts in Stuttgart in der Mitte des vorigen Monats gehalten hat über die Gefahren, denen das deutsche Volkstum im Auslande, besonders in Osteuropa ausgesetzt ist. Hier sprach der Vertreter der nationalsozialistischen deutschen Reichsregierung zu einem der wichtigsten Probleme der europäischen Außenpolitik, und wir dürfen erwarten, daß man in Warschau über die in Stuttgart erfolgten Darlegungen des Reichsministers nicht mit derselben souveränen Geste oder dem bedauernden Achselzucken hinweggeht, das man sonst stets für die Klagen der deutschen Minderheiten und die Wahrnehmung der Minderheiten-Interessen in der deutschen Presse übrig hat. Der Minister hat einleitend darauf hingewiesen, daß jeder ausländische Staatsmann, dessen Land bodenständige Gruppen des Deutschtums umfaßt, immer wieder auf jenen Konflikt stoße, der für diese deutschen Gruppen entsteht zwischen dem Bekenntnis zum Volkstum und dem ehrlichen Willen zur Mitarbeit an dem Staat, in dem er wohnt. „Ohne auf Einzelheiten einzugehen“, hat der Minister mit bezeichnendem Hinweis wörtlich gesagt, „stelle ich fest, daß sich in der Praxis im großen und ganzen daran nichts geändert hat, daß nach wie vor namentlich für die Staaten Osteuropas die ungelöste Lage der nationalen Minderheiten den gefährlichen Zündstoff internationaler Verwicklungen bietet. Ja, dem aufmerksamen Auge des besorgten Politikers entgeht nicht, daß die Bestrebungen der Assimilierung und Entnationalisierung in der Gegenwart noch schärfere und vor allem planmäßigere Formen anzunehmen scheinen, als jemals zuvor“. Wir können aus unseren ostpolitischen Volkstumserfahrungen das allerdings für die polnische Minderheitenpolitik sehr wohl feststellen.

Der Reichsminister sah für die Lösung des Nationalitätenproblems nur den einen Weg: „Die Staaten, in deren Bereich sich völkische Minderheiten befinden, schalten in kluger politischer Psychologie jeden Angriff gegen die Eigenständigkeit der Volksgruppe aus und stellen sich auf den Boden der organischen Einfügung der in diesem fremdstaatigen Volksteile liegenden Aufbaukräfte in den Staatsgedanken.“ Mit aller Schärfe wies Dr. Frick ferner den heute überall herrschenden Zustand einer Halbheit und des Versuches von Zwischenlösungen zurück. „Alle Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben nur allzu deutlich gezeigt, daß eine Entnationalisierung, d. h. ein restloses Überführen bewusster Volksgruppen in ein anderes Volkstum oder die gewaltsame Ausrottung ganzer Volksteile schlechterdings nicht mehr möglich ist. Die Völker Europas sind erwacht, ihr Recht auf Leben läßt sich heute keine Nation, auch die kleinste nicht mehr rauben, deshalb ist eine solche Radikallösung nicht nur sittlich und völkerrechtlich undiskutabel, sie ist letzten Endes gar nicht durchführbar.“

Ist es nicht, als wende sich der Minister am Schluß seiner Rede an den ostoberschlesischen Woiwoden Gracinski und seine Gesinnungsgenossen persönlich, wenn er fragt: „Warum dann immer noch Versuche der mehr oder weniger versteckten Assimilierung und Entnationalisierung? Völkische und kulturelle Unterdrückung jeder Art schafft Widerstände und ruft Kräfte auf den Plan, die nicht im Sinne des Aufbaues liegen!“

Diese Rede eines der führenden Männer des Dritten Reiches zur Minderheitenpolitik kann aus der Betrachtung des deutsch-polnischen Verhältnisses nicht mehr ausgeschaltet werden. Für unsere Brüder und Schwestern jenseits der Grenzen, aber auch für unsere Volkstumsarbeit im BDO, sind die positiven Erklärungen zur deutschen

Haltung, die der Minister abgab, besonders anspornend und erfreulich. Er stellte fest, daß man heute in Deutschland allgemein anerkenne, daß für uns der Bestand so vieler Millionen deutscher Artgenossen jenseits der Grenzen nicht nur eine Angelegenheit des natürlichen Mitfühlens und der Hilfsbereitschaft bedrängter Brüder ist, sondern daß ein starkes politisches und wirtschaftliches Interesse darin liegt, diese Volksteile in friedliche und gegenseitig fördernde Verbindung mit der Außenwelt einzusetzen. In diesem Sinne sprach Reichsminister Frick die Hoffnung und den dringenden Wunsch aus, daß auch auf der Gegenseite das Vertrauen und die Überzeugung sich immer mehr durchsetzen, mit der Assimilierung deutscher Menschen in Zukunft nichts mehr, mit ihrem positiven Einsatz in den Kultur- und Wirtschaftsaufbau im Sinne friedlicher, nützlicher Beziehungen mit Deutschland aber alles gewinnen zu können. Der Minister halte die Zeit und die Möglichkeit einer grundlegenden schöpferischen Lösung der Volksgruppenfrage in diesem Sinne für reif.

Wir dürfen vom deutschen Standpunkt aus den minderheitenfeindlichen Maßnahmen der Polen die freundschaftlichen Gesten entgegenhalten, die trotz der bitteren Erfahrungen nach dem 15. Juli Deutschland Polen gegenüber gemacht hat. Wir haben die polnischen Frontkämpfer in Deutschland kameradschaftlich empfangen, und diese Tat, der die Schenkung des Hauses, in dem Marschall Pilsudski während der letzten Kriegszeit in Magdeburg wohnte, an Polen folgte, ist ein starker Beweis für die offene Bereitschaft friedlicher Zusammenarbeit des nationalsozialistischen Deutschlands. Die Polen haben es sehr einfach, ihrerseits diese Zusammenarbeit abzurufen, und sie werden sich und ihrem Staat damit am besten dienen: sie mögen endlich der deutschen Minderheit in ihren Staatsgrenzen Ruhe und Frieden und die berechtigte Sicherung der Erhaltung ihres deutschen Volkstums geben, wie es umgekehrt das nationalsozialistische Deutschland der polnischen Minderheit in den Reichsgrenzen gewährt!

Herbert Caspers.

#### Die Arbeitsgemeinschaft „Grenzbezirk Ostpommern“ des BDO. tagte.

Am 4. August trat im Rathausitzungsraum von Neustettin erstmalig die unter Führung des Handelskammer Syndikus Pg. Dr. Heinemann, Stolp, gegründete BDO.-Arbeitsgemeinschaft „Grenzbezirk Ostpommern“ zusammen. Der stellvertretende Landesgruppenleiter und Schulungsleiter der Landesgruppe, Pg. F. W. Schmidt, Pasewalk, eröffnete die Sitzung. Er unterstrich einleitend, daß die Arbeitstagung für die Grenze, aber auch für das ganze Land gelte. Bürgermeister Pg. Rogausch, Neustettin, begrüßte als Gastgeber die Tagung und lud die Teilnehmer in der bekannten Neustettiner Gastfreundschaft zu einer Besichtigung der Stadt, zu einer Motorbootfahrt usw. ein.

Dann hielt Pg. Dr. Heinemann sein grundlegendes Referat über „Wirtschaftliche Bestrebungen zur Förderung Ostpommerns“. Er ging aus von der Untersuchung, was Ostpommern im Reich und in Pommern sei. Im Vordergrund stehen zur Förderung von Industrie- und unternehmungen siedlungspolitische, verkehrspolitische und vergewerblichende Maßnahmen. Im Vergleich zu den Vorgängen jenseits der Grenze erweist sich die Dringlichkeit des Ausbaues unseres ostpommerschen Grenzlandes nach jeder Richtung. Abschließend kam Dr. Heinemann kurz auf die Propagandafrage und insonderheit auf den auf seine Initiative hin im Entstehen begriffenen ostpommerschen Kultur- und Werbefilm zu sprechen.

Das zweite Referat des Tages hielt Reichsgruppenleiter Pg. Dr. Grushinski, Rummelsburg, über „Volkstumskampf und Volkstumsarbeit an der Grenze“. Seine temperamentvoll vorgetragenen Ausführungen gaben für die eigentliche Arbeit des BDO. außerordentlich wertvolle Hinweise und Richtlinien.

Gauärztesführer Pg. Dr. Ende erstattete weiterhin einen Bericht über die Grenzbesichtigung in Lauenburg-Bütow. Abschließend nahmen Pg. Dr. F. W. Schmidt, Bürgermeister Pg. Rogausch, Pg. Schönbeck vom Reichsnährstand, Pg. Amtmann vom Gauwirtschaftsamt, Pg. Jander, der Leiter des Landesbauamts in Stolp, Pg. Wulffermann, der Kreisleiter von Neustettin, und andere das Wort.

Man kann in der Nachbetrachtung zu dieser ersten Arbeitstagung der BDO.-Arbeitsgemeinschaft „Grenzbezirk Ostpommern“ mit Befriedigung feststellen, daß man nicht im Planen und in der Theorie stecken bleibt, sondern gewillt ist, schnell praktische Arbeit im Sinne des deutschen Volkstumskampfes zu leisten.





# Reichspommernbund

Mittwoch,	1. Sept.,	20.00 Uhr:	Pommernbund Rostock (Monatsversammlung)	Rostock, M. u. O.-Keller
Mittwoch,	1. Sept.,	20.00 Uhr:	Pommernbund Erfurt (Versammlung)	Erfurt, Stadthaus, Kasinostraße
Donnerstag,	2. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein der Rummelsburger (Versammlung)	Berlin, Neue Grünstraße 28
Sonnabend,	4. Sept.,	20.00 Uhr:	Pommernbund Südost und Fiddichow-Marwitzer (Heimatabend)	Berlin, Reichenberger Straße 185 (Klause)
Sonnabend,	4. Sept.,	16.00 Uhr:	Verein heimattreuer Pommern, Halle (Sommerfest)	Halle, Neumarktschützenhaus
Sonntag,	5. Sept.,	17.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Potsdam (Versammlung)	Potsdam, Restaurant „Reichsgraf Rodik“
Dienstag,	7. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein von Uckeründe u. Umg. (Versammlung)	Berlin, Brunnenstraße 140 (Hanka)
Mittwoch,	8. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein der Bütower (Monatsversammlung)	Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 61
Mittwoch,	8. Sept.,	20.30 Uhr:	Ruppiner Pommernbund, Neuruppin (Versamml.)	Neuruppin, Bernaus Hotel
Mittwoch,	8. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein ehem. Fiddichower (Versammlung)	Berlin, Brunnenstraße 140 (Hanka)
Mittwoch,	8. Sept.,	20.30 Uhr:	Landsm. der Pommern, Birkenwerder (Werbeabend)	Hohen-Neuendorf, Schönfließer Str. (Klause)
Donnerstag,	9. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein der Stralsunder (Monatsversammlung)	Berlin, Brückenstraße 6 b
Freitag,	10. Sept.,	20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Eberswalde (Versammlung)	Eberswalde, Stettiner Straße (Schellin)
Sonnabend,	11. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein der Nipperwieser (Heimatabend)	Berlin, Habsburgerstraße 1 (Klause)
Sonnabend,	11. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein der Neustettiner (Versammlung)	Berlin, Tegeler Weg 108
Sonnabend,	11. Sept.,	20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Spandau (Plattb. Abend)	Spandau, Brunwaldstraße 8
Sonntag,	12. Sept.,	17.00 Uhr:	Heimatverein Köslin u. Umg. (Heimatabend)	Berlin, Ohmstraße 2 (Berliner Clubhaus)
Sonntag,	12. Sept.,	20.00 Uhr:	Heimatfreunde Kreis Greifenhagen (Versammlung)	Berlin, Näheres schriftlich
Dienstag,	14. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein der Pommern Harburg-Wilhelmsburg (Vers.)	Harburg-Wilshg., Meyerstr. 27 (Heimfelder Hof)
Dienstag,	14. Sept.,	20.00 Uhr:	Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art (Heimatabend)	Berlin, Friedenauer Ratskeller
Sonnabend,	25. Sept.,	20.00 Uhr:	Pommernbund Südost u. Fiddichow-Marwitzer (Stiftungsfest)	Berlin, Luckauer Straße 15 (Deutscher Hof)
Sonnabend,	25. Sept.,	20.00 Uhr:	Landsm. der Massower (Gründungsfeier)	Berlin, Rosenthaler Straße 41/44 (Hackcher Hof)
Sonnabend,	2. Okt.,	20.00 Uhr:	Verein der Neustettiner (Stiftungsfest)	Berlin, Zelt 2 Am Tiergarten
Donnerstag,	7. Okt.,	20.00 Uhr:	Verein der Rummelsburger (Generalversammlung)	Berlin, Neue Grünstraße 28
Sonnabend,	9. Okt.,	20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Spandau (Stiftungsfest)	Spandau, Schützenstraße 2-4 (Seitz Festsäle)

**Mitteilung des RPB.** 1. Auch an dieser Stelle sei unseres kürzlich verstorbenen Landsmannes Rudolf Kolling in Eberswalde gedacht, der mit außerordentlicher Liebe an seiner Heimat hing. Jahrzehnte hindurch hat er unsere Volkstumsarbeit in Eberswalde geleitet, auch außerhalb stellte er sich gern mit Wort und Tat zur Verfügung. Wir werden Rudolf Kolling, den Ehrenvorsitzenden unserer Eberswalder Landsmannschaft, nicht vergessen.

2. Die von der Stadt Schivelbein beschlossene Ehrung des plattdeutschen Dichters Otto Graunke durch Anbringung einer Gedenktafel an seinem Geburtshause ist zu Johanni verwirklicht worden. Wir freuen uns mit unserem hochbetagten Landsmann von ganzem Herzen, daß er diesen Tag dankbarer Anerkennung erlebt hat. Der Dichter wurde am 3. Februar 1861 geboren.

3. Auch der Verein der Vorpommern in Kiel-Ellerbeck hat sich uns angeschlossen. Herzlich willkommen in unserem Bunde!

4. Lesekameradschaften des VDA für „Pommern in aller Welt“. Die Forschungsstelle „Pommern in aller Welt“ des Landesverbandes Pommern des VDA, bittet alle Landsleute im Reich, dabei behilflich zu sein, daß der außerordentlich starke Lesehunger der Pommern im Urwald von Brasilien, Australien, Afrika, Kanada usw. gestillt werden kann. Fast täglich laufen dringende Bitten ein, ihnen irgend etwas Gedrucktes aus der Heimat oder aus dem deutschen Erleben zu senden, da sie draußen, vielfach abgeschnitten von der Welt, vielfach auch inmitten deutschfeindlicher Umgebung, Rüstzeug für ihr Deutschtum dringend benötigen. Die Forschungsstelle in Stettin, Karlstraße 8, hat darum die „Lesekameradschaften“ eingerichtet. Sie bestehen darin, daß Volksgenossen im Reich es übernehmen, eine von ihnen gehaltene oder

gelesene Zeitung oder Zeitschrift in regelmäßigen Abständen auf eigene Kosten an eine Anschrift zu versenden, die ihnen von der Forschungsstelle in Stettin angegeben wird. So soll sich dann ein unmittelbarer Verkehr von Landsmann zu Landsmann anbahnen. Die Forschungsstelle bittet um möglichst umgehende Mitteilung, wer bereit ist, eine solche „Lesekameradschaft“ zu übernehmen, und welche Zeitungen oder Zeitschriften - besonders kommt auch das „Vollwerk“ in Frage - er versenden möchte. Daraufhin wird ihm sofort eine Anschrift eines „Pommern im Ausland“ übermittelt werden. Walter Schröder.

**Landsmannschaft der Pommern in Eberswalde.** In der Augustversammlung kam Ldsm. Baier nochmals auf die Bogislav-Feier zu sprechen, die im Juli nicht stattfinden konnte. Sie wurde auf November verlegt, wo Ldsm. Müller-Steglich den Abend bereichern wird. Sollte die Pommerntagung in Stettin nicht mehr im August stattfinden, so veranstalten wir im September bei Ldsm. Bullerjahn unser Königsschießen mit einem Königball; für die Frauen gibts Kaffee und Kuchen, auch die Männer sollen nicht abseits stehen. Aufgenommen wurde Frau Emma Luther (Rügen). - Nächste Versammlung am 10. September.

**Pommernbund Erfurt.** Unser letzter Ausflug nach Stedten war vom schönsten Wetter begünstigt, daher auch die zahlreiche Beteiligung. Ein ähnlicher Ausflug wurde wieder für den 29. August nach Rhoda beschlossen. Unser Vorsitzende, Ldsm. Rüdten, gab einen Bericht über seine Pommernreise, der für alle recht interessant war. - Nächste Versammlung am 1. September. Zahlreiches und pünktliches Erscheinen ist Ehrensache.

Natürlich morgens: **Chlorodont** noch wichtiger abends



**Verein heimattreuer Pommern in Halle.** In der letzten Versammlung konnte der 1. Vors. unser früheres Mitglied Ldsm. Sell und seine Gattin begrüßen. Ldsm. Sell hatte in Liegnitz vergeblich versucht, einen Pommernverein ins Leben zu rufen; der Stammtisch der dortigen „alten“ Landsleute begnügte sich mit einem beschaulichen Dämmerhoppen. - Als neues Mitglied hat sich Ldsm. Mattalka aus Kolberg angemeldet, ebenso zwei weitere Landsleute aus Stettin und Labes. Das 10jährige Stiftungsfest soll am 22. und 23. Januar 1938 stattfinden; alle Pommern sind herzlich eingeladen. Am 4. September beginnt um 16 Uhr im Neumarktschützenhaus unser Sommer- und Kinderfest, dem die Monatsversammlung angeschlossen ist. Im September wird uns Ldsm. Zahnke den vergrößerten Bücherschrank schenken. - Ldsm. Kapell schilderte uns im heimatlischen Teil eine Gewitterstimmung während seines Ferienaufenthaltes in Sellin auf Rügen.

**Verein der Pommern von Harburg-Wilhelmsburg.** Die Beteiligung an unserer Sommerveranstaltung am 25. Juli war trotz des schlechten Wetters gut. Bei Preisregeln, Vogelstechen und Taubenabwerfen wurde hart um die Preise gekämpft. Nach Abwicklung des Programms begann der Tanz. - Nachdem alle Kinder mit einer Laterne beschenkt waren, wurde der Heimweg angetreten. Die nächste Versammlung findet am 14. September 1937 bei Ldsm. Gräßler statt. Vereinskalendar beachten! Besondere Einladungen ergehen nicht mehr. Wir erwarten nach der Sommerpause vollzähliges Erscheinen, da gemeinsam unser Winterprogramm besprochen werden soll.

**Pommernbund Rostock.** Die für Juli 1937 angekündigte Dampferfahrt mußte leider infolge schlechten Wetters verschoben werden. Sie wurde am Sonntag, dem 1. August, nachgeholt und war von herrlichem Wetter begünstigt. Am 15. August 1937 unternahm der Bund einen gemeinsamen Ausflug nach Dierkow. - Unsere diesjährige Fahrt ins Blaue mit einem großen Verkehrsautobus findet am Sonntag, dem 5. September statt. Nächste Monatsversammlung: Mittwoch, den 1. September.

**Ruppiner Pommernbund Neuruppin.** Nach der Ferienpause im Juli traf man sich am 4. August wieder. Nach Erledigung des geschäftlichen Teils mit Nachrichtendienst, Kassenbericht u. a. wurde beschlossen, am 22. August einen Dampferausflug nach Stendenitz zu machen. Im September soll außerdem noch eine Fahrt nach Lindow steigen. Näheres durch Rundschreiben. Ldsm. Wendt wurde zum Propagandawart, Ldsm. Jahn zum Kassenprüfer bestellt. - Nächster Heimatabend am 8. September.

**Landsmannschaft der Pommern in Birkenwerder.** In der Monatsversammlung am 11. August gedachte der Vereinsleiter zunächst des verstorbenen Mitgliedes, Ldsm. Lassin, dessen Andenken wir in Ehren halten werden. Neu aufgenommen wurde Ldsm. Fräulein Schramm; zum Kassenprüfer wurde, an Stelle des in den Beirat berufenen Ldsm. Müller, der Ldsm. Krüger einstimmig gewählt. - Am Mittwoch, dem 8. September, um 20.30 Uhr, veranstaltet die Landsmannschaft in Hohen Neuendorf, Gasthaus zur Klaus, Schönfließer Straße (am Bahnhof), einen Werbeabend, zu welchem der Vorsitzende des RPV., Ldsm. Walter Schröder, seine Unterstützung zugesagt hat (Lichtbildervortrag). Im Interesse des Erfolges dieses Werbeabends werden sämtliche Mitglieder dringend ersucht, sich vollzählig dort einzufinden.

**Verein der Bütower in Berlin.** Statt der Monatsitzung unternahm der Verein am 8. August bei herrlichem Wetter einen Ausflug nach Pichelsberge. Die Beteiligung war gut. An Unterhaltung fehlte es nicht, da einige Mitglieder während der Ferien in der Heimat waren und so manche Neuigkeiten erzählen konnten. - In der nächsten Sitzung am 8. September wird der 1. Vors., Ldsm. von Rekowski, über seine Reise nach der Schweiz und nach Frankreich und über den Besuch der Weltausstellung in Paris sprechen.

**Verein ehemaliger Fiddichower in Berlin.** Unsere nächste Sitzung findet am Mittwoch, dem 8. September im Vereinslokal, Brunnenstraße 140, statt. Nach den Ferien erwarten wir vollzähliges Erscheinen der Mitglieder.

**Heimatverein Köslin und Umgebung in Berlin.** Unsere letzte Zusammenkunft am 8. August vereinigte eine stattliche Anzahl Landsleute. Ldsm. Klein, der z. Z. die Vereinsgeschäfte leitet, gab die wichtigsten Ereignisse aus der Heimat bekannt; er bat anschließend, an der 700-Jahrfeier der Reichshauptstadt teilzunehmen. - Unser nächster Heimatabend mit Tanz findet am 12. September im Berliner Clubhaus statt, wozu alle Landsleute mit recht vielen Gästen erwartet werden.

**Verein der Heimatfreunde Kreis Greifenhagen, Berlin.** Die Beteiligung an unserem Augustausflug war, der 700-Jahr-Feier wegen, sehr gering. Die nächste Monatsversammlung findet am Sonntag, dem 12. September, statt. Der Versammlungsort wird noch schriftlich mitgeteilt. Die Mitglieder werden gebeten, vollzählig zu erscheinen.

**Landsmannschaft der Massower zu Berlin.** Am Sonnabend, dem 25. September 1937, um 20 Uhr, begehrt die Landsmannschaft im Hacken Hofe am Hacken Markt, Berlin, Rosenthaler Straße 41/44, ihre 10. Gründungsfeier. Es ist Pflicht der Mitglieder, an diesem Feste vollzählig zu erscheinen. Landsleute und Gäste sind herzlich hierzu eingeladen. - Für die eingeladenen Vereine sind Ehrenkarten an der Kasse erhältlich.

**Verein der Neustettiner in Berlin.** Unsere Augustversammlung war gut besucht. Der 1. und 2. Vorsitzende waren nicht anwesend. Schon jetzt wird gebeten, für den Besuch unseres Stiftungsfestes am 2. Oktober (Zelt 2 am Tiergarten) eifrig zu werben. - Nächste Versammlung am 11. September.

**Verein der Nipperwieser in Berlin.** Rege Beteiligung hatte am 15. August unser Sommerfest im Trepower Viktoriagarten zu verzeichnen. Nachdem die Würfel gefallen waren, wurden alle Teilnehmer, auch die Kinder, mit Preisen und Süßigkeiten bedacht. - Der nächste Heimatabend findet am 11. September statt.

**Verein der Rummelsburger zu Berlin.** Nach zweimonatiger Ruhepause ist es Pflicht eines jeden Mitgliedes zur Sitzung am 2. Sept. zu erscheinen. Es liegen wichtige Besprechungen vor, u. a. Beschlusfassung über „Das Bollwerk“. Am Begleichung der rückständigen Beiträge wird gebeten.

Auflage über 2 Millionen 9/37, Preis 20 Rp.



# Der Schulungsbrief

Nationalsozialistisch gesehen:  
**Deutsche Außenpolitik  
im 2. Reich bis 1914**  
und ihre Beeinflussung durch die  
überstaatlichen Mächte.

Verfärkter Umfang - reiche Bebilderung  
Bezug nur durch die Ortsgruppen  
Der Partei

Amt für Schulungsbriefe  
Hauptschulungsamt der NSDAP.  
Zentralverlag  
der NSDAP., Franz Eher Nachf., Berlin

Herausgeber: Der Reichsorganisationsleiter der NSDAP.



# Stettiner Foto-Händler empfehlen sich



## FOTO-Biedermann

Dein Foto-Fachmann Stettin, Friedrich-Karl-Straße 5  
Fernruf 20297

Ich entwickle und kopiere Ihre  
Aufnahmen in kürzester Zeit **ODERHOF-DROGERIE**  
Eugen Cornelsen  
Stettin, Bollwerk 4-5 :: Ruf 220 40

**Photo-Ewald** Aufnahmen aller Art  
Pölitzer Straße 38 Entwickeln :: Kopieren :: Vergrößern  
Photomaton-Paßbilder 4 Stck. 50 Pf.

**Foto-Frank** Entwickeln, Kopieren, Vergrößern in kürzester Zeit  
**Paradeplatz-Drogerie**  
Paradeplatz 8 Fernruf 22043

Photo-Spezialabteilung der  
**Kronen-Drogerie**  
Pölitzer Straße 21  
Ausführung sämtlicher Photoarbeiten im eigenen Laboratorium

**Foto-Lau** Aschgeberstraße 6 ————— Telefon 338 12  
Spezialität: Paßaufnahmen

**W. E. Pellmann**  
die Photo-Drogerie für beste Arbeit  
Moltkestraße 16 Fernsprecher 213 88

 **Rohwedell** Foto Kino Radio  
Kohlmarkt 1

**FOTO-VOGT**  
SPEZIALHAUS FÜR FOTO UND KINO  
STETTIN, AUGUSTASTR. 6, ECKE MOLTKESTR.

TELEPHON 305 07

Angegliedert:  
Pommernbild-Archiv mit mehreren tausend Heimat-Fotos

Sie werden gut bedient  
und beraten bei **Photo-Optik Weckmann**  
Stettin, Falkenwalder Straße 45, neben der Scala



**MOLTKESTRASSE 13**  
**DAS**  
**HAUS FÜR GUTE FOTOS**



## Foto-Preiswettbewerb

„Das nordische  
Pommern“

Letzter Einsendetermin für Bilder  
ist der 15. September 1937

An diesem Wettbewerb kann sich jeder Leser der  
Zeitschrift „Das Bollwerk“ - Amateur- wie Berufsfoto-  
graf - beteiligen. Für die besten Bilder sind folgende  
Preise ausgesetzt:

1.	Preis	125,- RM
2.	„	75,- „
3.	„	50,- „
4.	„	30,- „
5.	„	20,- „
6.-10.	„	je 10,- 50,- „
11.-20.	„	je 1 Abonnement „Das Bollwerk“

Die näheren Bedingungen sind aus der Juni-  
1937 ersichtlich.

„Das Bollwerk“  
Stettin, Dreite Straße 51



**Landsmannschaft der Pommern zu Potsdam.** Trotz des sommerlichen Wetters war die Augustversammlung recht gut besucht. Ldsm. Reklaff begrüßte besonders die Landsmänninnen Frau Graefnitz und Frau Kuhn als neue Mitglieder. Der Nachrichtendienst fand großes Interesse und wurde genau verfolgt. - Am 10. August trafen die Marschgruppen der HJ. des Gebietes Pommern, die auf dem Weg nach Nürnberg waren, in Potsdam ein. Zur Begrüßung war auch die Landsmannschaft vertreten. - Die nächste Versammlung ist am 5. September.

**Pommernbund Südost und Fiddichow-Marwiker in Berlin.** Unser 29. Stiftungsfest findet am Sonnabend, dem 25. Sept. im „Deutschen Hof“, Luckauerstr. 15 (nahe Moritzplatz) statt. Anfang 20 Uhr, Eintritt 0,75 RM. Landsleute und Gäste sind herzlich willkommen. Nächster Heimatabend am 4. September.

**Landsmannschaft der Pommern zu Spandau.** Der Heimatabend am 7. August war gut besucht. Es wurden die ersten Vorbereitungen für das am 9. Oktober 1937 stattfindende Stiftungsfest besprochen. Unser Verbindungsmann zum Berliner Verkehrsverein, Landsmann **Ch r k e**, hielt anschließend einen Vortrag über „Verkehrswerbung in unserer Wahlheimat Spandau“. Alles Wissenswerte, was sich in jüngster Zeit in unserem Pommerland ereignet hat, brachte der Kulturwart an Hand der Bundesnachrichten. - Am 9. August wurde ein Teil der Marscheinheit Pommern der HJ., die auf dem Wege nach Nürnberg Spandau passierte, von Mitgliedern der Landsmannschaft freundlich aufgenommen und bewirtet. - Das gut besuchte Waldfest am 15. August 1937 nahm einen frohen Verlauf und stand ganz im Zeichen der 700-Jahr-Feier. In Landsmann Liedtkes schattigem Garten kamen nach der Kaffeetafel alte pommerische Sitten und Gebräuche zu ihrem Recht. - Die Landsmannschaft war dem Aufruf zur

700-Jahr-Feier recht zahlreich gefolgt, und wie alle anderen, so führte auch unsere Trachtengruppe heimatliche Tänze vor. Der Vorstand überreichte dem Stadtpräsidenten eine Ehrengabe in Form pommerischer Spezialitäten. - Den Heimatabend am 11. September 1937 wird uns Ldsm. **S c h n e l l** durch seine originellen plattdeutschen Vorträge verschönen.

**Verein der Stralsunder zu Berlin.** Nach Beendigung der Sommerferien trafen wir uns zum ersten Male wieder bei einer „Fahrt ins Blaue“. Wandlitzsee war das Ziel, und die sehr zahlreich erschienenen Mitglieder fanden Zeit, ihre Sommererlebnisse ausführlich auszutauschen. Dank allen, die erschienen waren! Unsere nächste Sitzung ist am Donnerstag, dem 9. September, in unserem Vereinslokal, Brückenstraße 6b. Wir bitten dringend um das Erscheinen aller Mitglieder!

**Verein von Uckermünde und Umgebung in Berlin.** Der 1. Vors. gab in der Augustsitzung einen kurzen Bericht über unsere Sommerausflüge. Anschließend beglückwünschte er Ldsm. **Glawe** und Gattin zu ihrer Silberhochzeit. - Die nächste Sitzung findet am 7. September statt.

**Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art, Berlin.** Dienstag, den 14. September, im Gesellschaftszimmer des Friedenauer Rathskellers. Vortrag des Schriftstellers **Martin Schirmer** über „Das deutsche Handwerk in den Dichtungen Fritz Reuters“. Gesänge des Heldenbaritons **Dr. Bruno Völcker** aus Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg“, und **Lorkings** „Der Waffenschmied“. - Nächste Vorstandsitzung am 23. September. Die mit Beiträgen rückständigen Mitglieder wollen die Überweisung auf das Postcheckkonto Berlin Nr. 41 922 (Geheimrat **Noffke**) bald vornehmen.

## BUCHBESPRECHUNGEN

**Arndt - geistiges und politisches Verhalten.** Von **Rudolf Fahrner**, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Preis 9,00 RM. - Ich weiß nicht, was ich an diesem hervorragenden Buche mehr loben soll: den tieferschürfenden und von einer umfassenden Kenntnis der politischen und geistigen Lage des beginnenden 18. Jahrhunderts zeugenden Inhalt - oder die mitreißende Sprache des Verfassers, die einen zwingt, das Buch immer wieder in die Hand zu nehmen. Hier ist ein Bild des großen Rügensohnes gezeichnet, wie es prägnanter und, bei seiner besonderen Zielsetzung, aufschlußreicher nicht gedacht werden kann - ein Bild, dessen weitgespannter Rahmen die politisch-geistigen Kräfte im damaligen aktiven Europa deutet und **Arndts** Verhältnis zu den Großen seiner Zeit meisterhaft klarlegt. Wer die festgefügte Gestalt **Arndts** und seine Bedeutung für die deutsche Erhebung bis ins Letzte erkennen will, der kann an diesem Buche nicht vorübergehen. Gerade der Pommer wird es mit innerem Gewinn lesen müssen. vi.

**Aus dem Spielschach des pommerischen Kindes.** Von **Alfred Lucht**. Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald, Preis 4,80 RM. - In jahrelanger liebevoller Arbeit hat **Alfred Lucht** das vorliegende Buch geschaffen. Es ist ihm zu danken, daß er damit eine spürbare Lücke innerhalb der pommerischen Volkskundeforschung geschlossen und darüber hinaus wertvolle Anregungen zu weiteren Arbeiten gegeben hat. Das Buch will bewußt nichts Abgeschlossenes darstellen: dazu fehlen in den meisten Teilen unseres Gauzes jegliche Erhebungen dieser Art - es ist ein Bild etwa des Dreiecks, das durch **Rammin - Naugard - Kolberg** bestimmt wird, in dem **Alfred Lucht** die Spiele der Kinder beobachtet und aufgezeichnet hat. - Unsere Leser kennen seine Arbeiten „**Runterbunt aus pommerischem Rindermund**“ und „**Rinderorakel aus Pommern**“, die vor einiger Zeit im „**Vollwerk**“ erschienen sind. In ähnlicher Weise ist sein Buch aufgebaut. Wir möchten wünschen, daß es von allen gelesen wird, denen an einer restlosen Erforschung des pommerischen Volksbaus gelegen ist; es sei aber auch allen Eltern und Erziehern warm empfohlen. vi.

**Die Ostseehäfen und der Ostseeverkehr.** Von **Peter-Heinz Seraphim**. Volk und Reich, Verlag, Berlin, Preis 15 RM. - Natürlich behandelt der bekannte Königsberger Verkehrswirtschaftler in seinem interessanten und aufschlußreichen Buche nicht die fast 1000 Hafenplätze der Ostsee insgesamt, sondern er untersucht in umfassender Form die Wesenheit und Bedeutung der größten Ostseehäfen für ihr Hinterland, wie es der Weltkrieg mit seiner neuen Grenzziehung jeweils umgestaltet hat. Und hier sind es vor allem zwei Momente, die seit Jahren das Gesicht und die Entwicklung des Ostseeverkehrs und der Ostseehäfen maßgebend beeinflussen: die Abdrängung Rußlands von der Ostsee und der Zutritt Polens zur Ostsee. Dadurch ist nicht allein die Struktur des süddöstlichen und südlichen Ostseebogens mit ihren Häfen verändert worden, sondern gleichzeitig wurde auch die verkehrswirtschaftliche Lage der skandinavischen Häfen durch die neuen Verhältnisse bestimmt. Diese knappe Notiz läßt bereits auf die Anzahl von Fragen schließen, die das großzügige Thema zu beantworten hat, dem bisher eine zusammenfassende Darstellung fehlte. Es mag besonders unterstrichen werden, daß **Seraphim** ein Bild der Ostseehäfen entworfen hat, wie es klarer und eindringlicher und prägnanter nicht gezeichnet werden kann. Nicht allein die am Ostseeverkehr interessierten Kreise werden dieses, mit einer Fülle wertvollen Materials versehene Werk begrüßen - nein, auch jeder, dem die Ostsee als das „**Nordische Meer**“ etwas zu sagen hat, und es werden gerade in Pommern viele sein, der nehme dieses tiefgründige und vorzüglich ausgestattete Buch zur Hand. vi.

**Die Eiszeit in Norddeutschland.** Von **Konrad Richter**, Verlag Gebr. Borntraeger, Berlin, Preis 4,80 RM. - Jeder norddeutsche und ganz besonders der pommerische Heimatfreund wird dieses lehrreiche Buch des Greifswalder Dozenten herzlich begrüßen. Es ist sicherlich schwer, geologische Fragen spannend und allgemeinverständlich darzustellen - hier ist es gelungen, so daß jeder, dem es um einen tiefen Einblick in die Erdgeschichte seiner norddeutschen Landschaft zu



tun ist, mit viel Gewinn dieses Buch lesen wird. Alle Weitschweifigkeit ist vermieden, an eindrucksvollen Beispielen ergeben sich klare Begriffsbildungen von den norddeutschen Vereisungen, die durch 63 Abbildungen dem Verständnis und dem Interesse noch näher gebracht werden. Wir möchten das Buch weitesten Kreisen unserer Heimat empfehlen.

**Kampf um die Macht.** Aufsätze Alfred Rosenbergs von 1921 bis 1932, herausgegeben von Thilo von Trotha. Verlag Franz Eher, München, Preis 6,00 RM. - Mit wenigen Ausnahmen sind diese Aufsätze Rosenbergs als Leitartikel im „Völkischen Beobachter“ erschienen. Ein ungeheurer Reichtum an Gedanken offenbart sich in ihnen - Gedanken, die ihrer Zeit weit voraus eilten und die insgesamt die lebendige und kämpferische Idee der Bewegung widerspiegeln. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß die Aufsätze zu einer Zeit geschrieben wurden, als es in Deutschland drunter und drüber ging, als die nationalsozialistische Bewegung noch im ganzen Reich Verfolgungen und elenden Verleumdungen ausgesetzt war: um so mehr sind die inhalts- und zukunftssträchtigen Sätze in ihrer markanten Formulierung zu bewundern. Diese aus dem Kampf geborenen Aufsätze stellen heute einen wertvollen Beitrag zur deutschen Geschichte der Nachkriegszeit dar. Jeder Deutsche sollte sie mit heißem Herzen lesen.

**Deutsche Heimat in Brasilien.** Von Maria Kahle, Verlag Grenze und Ausland, Berlin, geb. 3,80, Kart. 2,70 RM. - Im Jahre 1934 bereiste Maria Kahle im Auftrage des DN. die deutschen Siedlungen in den brasilianischen Urwäldern. Was sie hier sah und erlebte, schildert sie in warmherziger Form in ihrem Buch, das durch 57 Bilder vorteilhaft bereichert ist. Wir lernen das deutsche Volkstum in all seinen Lebensäußerungen kennen, und wir stellen beim Lesen mit Freude fest, daß die Anhänglichkeit zum Mutterlande und der Drang, von der alten Heimat zu hören, bis auf den heutigen Tag überall lebendig geblieben ist. - Der interessanten Schrift ist weiteste Verbreitung zu wünschen, und sie sei allen empfohlen, deren Interesse dem deutschen Volkstum gilt.

**Einsam kämpft das Wolgaland.** Ein Bericht aus 7 Jahren Krieg und Revolution, von Georg Löbsack. Verlag R. Voigtländer, Leipzig, Preis 4,50 RM. - Wenn wir in diesem Monat ganz besonders des Auslanddeutschtums gedenken, dann sollte man an der hervorragenden Schilderung von Löbsack nicht vorübergehen, die uns ein erschütterndes Bild von der wolgadeutschen Passion gibt. Hier ist uns ein geradezu monumentales Werk geschenkt, das uns zum erstenmal in eindringlicher Form an die Seele der deutschen Wolgafiedler heranzuführt, die vor 170 Jahren aus ihrer westdeutschen Heimat auszogen, die russische Erde urbar zu machen. 1914-1921: das sind die sieben Jahre des fürchterlichen Martyriums unserer Wolgadeutschen. . . . Jeder Deutsche muß die Berichte aus dieser Zeit mit brennendem Herzen lesen, er wird sie ein zweites Mal lesen - er wird sie immer wieder lesen, wenn er den tiefsten Sinn des Deutscheins erfassen will.

**Sturm über Schleswig.** Roman von Alex Rudolph. Schildhorn-Verlag, Berlin, geb. 3,70, Kart. 2,50 RM. - Der Freiheitskampf Schleswig-Holsteins gegen die dänische Einverleibung bildet den historischen Hintergrund dieses Romans. Aber dem geschichtlichen Geschehen stehen die beiden jungen Schleswig-Holsteiner, die Vettern Viggo und Uwe Karsten, von denen der eine auf dänischer Seite gegen Heimat und Vetter kämpft. Zwischen ihnen steht die von beiden geliebte Frau. - Ein historisch wie menschlich groß angelegter Roman, der den Leser ganz in seinen Bann zieht.

**Der Neue Brockhaus.** Allbuch in vier Bänden und einem Atlas. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. - Jetzt ist auch der zweite Band (F-R) dieses großartigen Nachschlagewerkes erschienen. Hier ist wirklich ein „Allbuch“ im Entstehen, das in seiner inneren Gestaltung erstmalig den Rahmen des Allhergekommenen sprengt. Dadurch, daß in diesem Werk Lexikon und Wörterbuch vereinigt sind, wird es ohne Zweifel vielen zu einem unentbehrlichen Hauschatz werden. Dazu wird nicht zuletzt der billige Preis, der Textbestand kostet nur 10 RM, weitgehend beitragen.

# Sparen

# ist

# Aufbau

## und Sicherung Deiner Zukunft!

Darum spare bei der

# Randower Kreissparkasse in Stettin

gegründet 1881

mündelsicher

Falkenwalder Straße 1 und Hauptzweigstellen

Stettin, Marienplatz 4 ~ Löcknitz ~ Züllchow ~ Odermünde und Podeljuch



**Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschums.** Auf dieses großangelegte, das gesamte deutsche Volkstum umfassende Werk sei aus Anlaß der *NDL*-Tage dieses Monats nochmals hingewiesen. Soeben ist die 6. Lieferung des zweiten Bandes erschienen, die auf 80 Seiten das ausschlufreiche Kapitel Elfaß-Lothringen zu Ende führt. Es gibt einen klaren Einblick in die Struktur des Landes, das seit Jahrhunderten ein gewichtiger Faktor in den deutsch-französischen Beziehungen bildete - wobei naturgemäß volksdeutsche Fragen eine besonders eingehende Behandlung erfahren. Das Werk erscheint im Verlag Ferdinand Hirt, Breslau; der Preis der einzelnen Lieferung beträgt 3,00 RM.

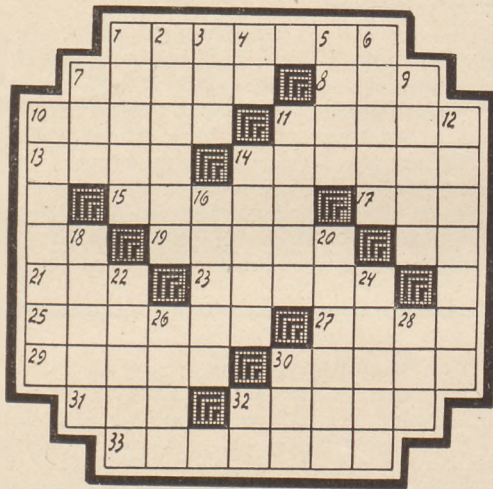
**Nürnberg - die Stadt der Reichsparteitage.** Von Werner Dittschlag. Verlag Aug. Bagel, Düsseldorf, Preis 1,35 RM. - Dieses lebendig geschriebene Büchlein über die alte Reichsstadt Nürnberg ist vor allem für das deutsche Mädel gedacht. Es gibt einen knappen, aber ebenso klaren Querschnitt durch Sage und Geschichte der Stadt und macht bekannt mit ihren berühmten Männern: mit Veit Stof,

Peter Vischer, Albrecht Dürer, Hans Sachs u. a. Der Stettiner Verleger hat es verstanden, allen bloßen Aneinanderreihungen aus dem Wege zu gehen, dafür aber seinen Skizzen unmittelbares Erleben in Form und Inhalt zu geben. Das Buch wird seine Freunde bei der Jugend und ihren Erziehern finden.

**Der Schutz der Landschaft.** Herausgegeben von der Reichsstelle für Naturschutz. Verlag von J. Neumann, Neudamm, Preis 2,00 RM. - Dies ist eine Sammlung der drei Hauptvorträge, die auf der 1. Reichstagung für Naturschutz im November 1936 gehalten wurden. „Der Schutz der Landschaft nach § 5 des Reichsnaturschutzgesetzes“ von Dr. Hans Klose - „Naturschutz und Landschaftspflege in der östlichen Flur“ von Prof. Dr. Hans Schwenkfel - „Der Naturschutz im Rahmen der völkischen Gestaltungsaufgaben“ von Dr. Werner Weber: in diesen mit reichlichem Bildmaterial versehenen Vorträgen wird jeder Freund des deutschen Naturschutzes wertvolle Anregungen finden. Zu bedauern ist lediglich, daß keines der Bilder der Norddeutschen Landschaft entnommen ist.

# RÄTSEL

Kreuzworträtsel



**Waagrecht:** 1. pommersches Ostseebad, 7. Maß und Gebäude, 8. Bekräftigung, 10. zusammengedrehte Fäden, 11. maßlos, 13. Voranschlag, 14. Baltisches Meer, 15. Wendung um 180°, 17. Abf. für Kilometer, 19. Hafenstadt in Nordschweden, 21. Ostsee-Insel, 23. Inspizierender Offizier, 25. Bahnstation zwischen Tantow und Garz, 27. Rechtswissenschaft, 29. Stamm der Ostfinnen, 30. Teil einer krummen Linie, 31. Buchstabe (griech.), 32. Geister der Abgeschiedenen, 33. europäischer Staat.

**Senkrecht:** 1. alkohol. Getränk, 2. Turngerät, 3. vom Winde abgekehrt, 4. japan. Längenmaß, 5. Münze, 6. Zeitungs-Verkaufsstelle, 7. Abf. für Bataillon, 9. Baumwollstoff, 10. Wissenschaftler, 11. Europäer, 12. Häutchen, 14. Figur aus der Fledermaus, 16. Stadt in Nordamerika, 18. inneres Organ, 20. Teig aus gestampften Datteln, 22. Estland, 26. ausgestreuter Samen, 28. arktischer Hirsch, 30. kleiner Meerbusen, 32. Abf. für Milliliter.

## Auszählrätsel

it and l d e t e r u r f n h r g a a u n u n d l s u i e n e r d g e i t r n d r d i a e e s r e s a r e r h.

Die Buchstaben sind nach einer bestimmten Zahl auszuführen. Richtig begonnen, ergeben die gefundenen Buchstaben, hintereinander gelesen, ein Zitat von Reichsleiter Rosenberg.

## Geheimschrift

1 3 2 15 14 16 5 4 8 6 1 - 14 15 3 5 15 - 26 1 - 3 10 9 1 - 6 10 11 11 3 9 11 3 5 9 - 12 3 9 7 3 5 3 6.

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen und ergeben ein Wort aus der Rede des Führers am 1. 8. 1937 in Breslau.

Als Schlüsselwörter dienen: 1 2 3 4 4 = Zweikampf, 5 2 6 1 = Haustier, 7 8 4 3 9 10 3 = billigster Theaterplatz, 11 8 9 14 15 8 4 4 = Gebäude für Pferde, 12 3 9 14 16 5 13 3 6 1 3 9 = leichtsinniger Mensch, 13 10 7 13 8 11 = Indianerhütte.

## Magisches Zahlenquadrat

In die leeren Felder des Quadrats sind nachstehende Zahlen so einzuordnen daß die Summe jeder waagerechten und senkrechten Reihe und die Summe der Diagonalen stets die Jahreszahl 1937 ergibt: 437, 452, 457, 461, 474, 476, 491, 498, 503, 508, 521, 533.

521			485
488			443

## Besuchskartenträtsel

Erich Mantke

Was ist dieser Herr von Beruf?

## Auflösung der Rätsel aus dem Juli-Fest

### Musikalisches Fragerätsel.

1. Auber, 2. Lorking, 3. Eysler, 4. Smetana, 5. Strauß, 6. Adam, 7. Nikolai, 8. Donizetti, 9. Rossini, 10. Offenbach, 11. Spohr, 12. Thomas, 13. Kaida, 14. Audran, 15. Dellinger, 16. Enna, 17. Leoncavallo, 18. Lehár, 19. Albert. Alessandro Stradella.

### Silberrätsel

1. Dromedar, 2. Elegie, 3. Keling, 4. Heuchelei, 5. Eberhard, 6. Kantippe, 7. Elentier, 8. Neumary = Der Hexenprediger.

### Zahlenrätsel.

- Die Achse Berlin-Rom. — 1. Ideal, 2. Scholzar, 3. Birne, 4. Bärme, 5. Milch.

Hauptredakteur und verantwortlich für Text und Bild: Odo Ritter, Stettin. — Sprechstunden der Schriftleitung: Täglich, außer Sonnabend, — von 11 bis 12 Uhr. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: i. V. Helmuth Redeker, Stettin. — *NDL*, B. J. 1937: über 6600. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 10. — Druck: K. Hesse, Stettin. — Verlag: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51. — Fernruf 258 91. — Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung nur gegen Rückporto. — „Das Vollwerk“ erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährlich 1,50 RM. zuzüglich Bestellgeld. Einzelheft 60 Pf. zuzüglich Porto. Das Abonnement läuft weiter, falls bis jeweils 30 Tage vor Quartalschluß keine Abbestellung erfolgt.



### Ausbildung und Unterricht



**FAHRSCHULE  
Grote**  
Elisabethstr. 59  
Ruf: 20987

### Fahrschule Zühlke

Jetzt Pionierstraße 2 — Telefon 23804



### Kaufmännische Privatschule

von PAUL JANKE  
Stettin, Bismarckstraße 1, Ruf 21237  
Beginn des Winterhalbjahres am 5. Oktober 1937

### Tanzschule Bartels

Preußische Straße 44, 1, an der Schillerstr.  
Telefon 26561

Schüler- und Anfänger-Kursus im Oktober  
Einzelunterricht

### Auto-Vermietung

Um Verwechslungen mit einer ähnlich klingenden Firma zu vermeiden, bitte ich meine Kunden höflichst, meine Firmenschrift genau zu beachten

## Max Gottschalk

Brautwagen, Privatfuhrwesen,  
Kraftdroschken, Beerdigungsfahrten

**Büro nur: Kaiser-Wilhelm-Str. 3 - Ruf 306 09**

Garagen: Poststr. 42 — Ruf 28324

### Autovermietung an Selbstfahrer Heinrich Meyer, Stettin

Hohenzollernstraße 24 (Tankstelle) — Ruf: 26262  
Pestalozzistraße 25 — Ruf: 34982



### Wir vermieten Automobile an Selbstfahrer

Moderne Wagen, günstige Preise

## Selbstfahrer-Union

Stettin, Friedenstr. 1, Fernruf 32909

## Auto-Garagen und -Reparaturwerkstätten in Stettin

### Autoparkplatz Augustastr. 16

Stettin, Telefon Nr. 31465

Tag- und Nachtdienst

### Bahnhofs-Garagen

Am Haupt-Bahnhof — Tag- und Nachtbetrieb — Telefon Nr. 33536

### Westgaragen A.-G.

Gabelsbergerstraße 31-33 — Telefon 20080 — Tag- und Nachtbetrieb

## Zylinder- und Kurbelwellenschleifen Planschleifen Hans Dau

Barnimstraße 28

Fernruf 36383

**GÜNTHER  
Doering**  
Spezialreparaturwerk für BMW-Wagen u. Tempo-Lieferwagen  
Verkaufswerkstatt f. BMW-Victoria-Triumph-Motorräder  
Barnimstr. 29 ... Ruf: 33606-07

## GAUGER & SCHÜNKE STETTIN

AUTO-REPARATUR-WERKSTATT  
SANNSTR. 12a FERNRUF 31484 u 31485

### Albert Gollnow

Kraftfahrzeugwerkstatt — Mackensenstraße 15 — Ruf 32853

Bitte berücksichtigen Sie

bei Bedarf die Inserenten im „Bollwerk“

## OPEL - KANNENBERG

Großreparaturwerk  
und Großgaragen

Lange Str. 6c-7 - Ruf 25377



### D. Klokow

Kraftfahrzeug-Werkstatt — Warsower Straße 7 — Telefon Nr. 20632

### Albert Krull

Kraftfahrzeug-Reparaturwerkstatt — Abschleppdienst  
Stettin — Barnimstraße 20 — Telefon 26297

### Die Werkstatt für: Diesel-Motoren

Generalüberholungen ♦ Kolben-Erneuerung  
In kürzester Zeit preiswert und sorgfältig:



Paul Pollack

DAIMLER-BENZ Generalvertretung Stettin, Holzstr. 19



### Vertrags-Reparatur-Werk für BMW-Wagen

Victoria-Motorräder

Inh.: Lorenz Reinhardt  
Wiekenberg 12, Ruf 37812



### Autoreparaturwerk - Garagen

Inhaber E. Riskowsky — Pasewalker Chaussee 3-5 — Ruf 31464

### Aufro-Daimler-Steyr-Hanomag-Kundendienst

Ing. Franz Schneider — Deutsche Straße 52 — Telefon 24762

### NSU-D-Rad Allein-Verkauf

Herm. Staegemann, Inhaber: Johannes Schröder  
Stettin, Falkenwalder Straße 13 — Telefon Nr. 33034

Reparatur-Werkstatt  
Kundendienst



**Versicherungen  
aller Art!**

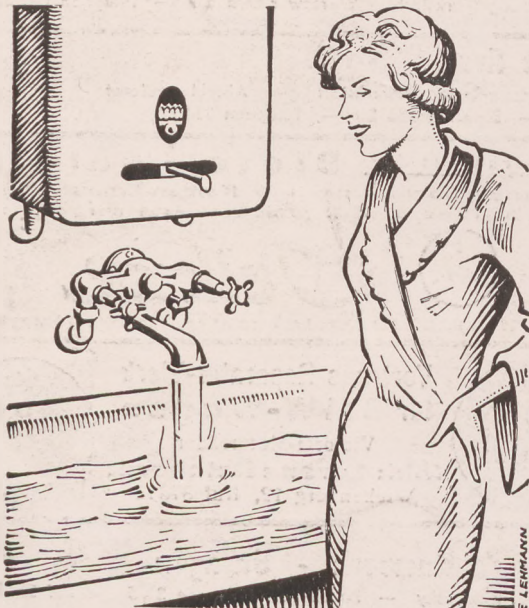
Billigen und ausreichenden Versiche-  
rungsschutz zu niedrigen Beiträgen und  
günstigen Bedingungen bieten die -



**Deutsche öffentlich-rechtliche Versicherung**

Stettin, Pölicher Straße 1

Auskünfte und Abschlüsse auch durch die Kreisversicherungskommissare in den Kreisstädten



# Mit Gas

rasch - sauber - billig  
**baden**

...Dann bleibst Du gesund und frisch!

Fachmännische Beratung jederzeit  
unverbindlich durch die Mitglieder der

# Gasgemeinschaft

Stettin, Kleine Domstraße 20 - Telefon Nr. 31909

Installateurmeister  
Fachhandel  
Gaswerk